0 00 01 0846709 3

0 00 01 0144792 8

Mexiko I-III

+
F
1219 Mexiko II
M755
vol.2

↑ 868438

Lamar State College of Technology
Beaumont, Texas

PRINTED IN U.S.A.

DISCARDED

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/mexikoii0000drth

Schriften-Reihe

KULTUREN DER ERDE

MATERIAL ZUR KULTUR-
UND KUNSTGESCHICHTE
ALLER VÖLKER

BAND XII

MEXIKO II

1922

FOLKWANG-VERLAG G. M. B. H.
HAGEN i. W. UND DARMSTADT

MEXIKO II

Textteil:
Kultur und Leben im alten Mexiko

Bildteil:
Mexikanische Plastik

+ 868438

Verfasser:
DR. THEODOR-WILHELM DANZEL

LIBRARY OF
LAMAR STATE COLLEGE OF TECHNOLOGY

1922

FOLKWANG-VERLAG G. M. B. H.
HAGEN i. W. UND DARMSTADT

P
1219
M755
Vol. 2

DIE AUSFUHR UNSERER BÜCHER
INS AUSLAND UNTERSAGEN WIR

UND JEDER KÄUFER EINES BUCHES IN DEUTSCHLAND VERPFLICHTET SICH DURCH DEN ERFOLGTEN ABSCHLUSS DES KAUFES, DAS BUCH NICHT OHNE UNSERE ERLAUBNIS INS AUSLAND WEITER ZU VERKAUFEN. ZUWIDERHANDELNDE MÜSSEN WIR GESETZLICH VERFOLGEN, DA DIE VERLUSTE, DIE FÜR UNS AUS DER DAUERNDEN UNERLAUBTEN AUSFUHR VON BÜCHERN ENTSTEHEN, AUSSERORDENTLICH BEDEUTEND SIND. WIR MÜSSEN JEDEN EINZELNEN, DER DEM VERBOT DES VERKAUFES INS AUSLAND ENTGEGENHANDELT, FÜR DIE GESAMTEN SCHÄDLICHEN FOLGEN VERANTWORTLICH HALTEN. VERKÄUFE INS AUSLAND GENEHMIGEN WIR NUR BEI BEZAHLUNG ENTSPRECHEND DER JEWEILIGEN VALUTA ABZÜGLICH EINER PROVISION FÜR DIE BEMÜHUNGEN DER AUSFUHR.

FOLKWANG-VERLAG.

PRINTED IN GERMANY
COPYRIGHT 1922 BY FOLKWANG-VERLAG, HAGEN i.W. UND DARMSTADT
DRUCK VON BALD & KRÜGER, HAGEN i.W.

LAMAR STATE COLLEGE OF TECHNOLOGY

Herrn Professor Dr. med. et phil.
GEORG THILENIUS,
Direktor des Hamburgischen
Museums für Völkerkunde,
gewidmet.

Die Abbildungen sind ausnahmslos nach Werken aus dem Hamburgischen Museum für Völkerkunde angefertigt worden, die zum großen Teile den von

HERMANN STREBEL

zusammengebrachten und jetzt vom Verfasser dieses Werkes gesichteten und geordneten Sammlungen angehören.

Herrn Professor THILENIUS

sei für die Veröffentlichungsgenehmigung an dieser Stelle verbindlichster Dank ausgesprochen.

Dr. D.

INHALT.

Kultur und Leben im alten Mexiko.

Seite

1. Einführung 9
2. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Reiche der Azteken 11
3. Einiges aus dem täglichen Leben der alten Mexikaner 15
4. Zauberische Bräuche 17
5. Die Denkweise des primitiven Menschen und der eigentliche Sinn von Magie und Mythologie 19
6. Anwendung des völkerpsychologischen Gesetzes vom subjektiv-objektiven Parallelismus zur Deutung von Mythen und Bräuchen im alten Mexiko 23
7. Sprachliches 27
8. Mexikanische Kunst 28
9. Bildererläuterungen 30

Zur Aussprache

der in spanischer Schreibweise geschriebenen mexikanischen Namen sei das Folgende bemerkt:

gu vor e und i = g	z = scharfes s
qu „ e „ i = k	x = sch
c „ e „ i = scharfes s	ch = tsch
c „ a, o, u = k	h ist stumm.

Kultur und Leben im Reiche der Azteken.

1. Einführung.

Das Verständnis für ein fremdes Volk, eine andersgeartete Kultur hat zur Vorbedingung, daß man sich aller Vorurteile begebe. Vor allem wird man sich die andere Eigenart nicht durch den Fortschrittsgedanken entwerten lassen dürfen. Kulturelle Entwickelung ist ein Anderswerden, aber nicht ohne weiteres ein Vollkommenerwerden. Beurteilt man ein fremdes Volk in dem anmaßenden Glauben, man befinde sich selbst auf einem Höhepunkte und schaue nun tief hinab auf eine „barbarische, zurückgebliebene Nation", dann wird man blind sein für die Eigenwerte, die jedes Volk in sich trägt und mit seinem Leben zu erfüllen hat. Im kulturellen Gesamtleben gibt es keinen Fortschritt, wie etwa auf dem besonderen Gebiete der Technik. Jedes Zeitalter bringt ihm gemäße Werke hervor, die einem späteren Zeitalter nicht wiederholbar sind. Das Zeitalter der Gotik und Romanik schuf z. B. die Kathedralen, vor denen wir heute umso bewundernder stehen, als wir wissen, daß uns gleichartige grandiose Schöpfungen nicht mehr möglich sind. Täusche man sich also nicht, daß das uns Ähnliche das Vollkommenere, daß uns Fremde das Unvollkommenere sei. Tritt man vorurteilslos an die mexikanische Kultur heran, wird man überrascht sein über die Größe des Lebensstiles und den tiefen Sinn der symbolischen Formen, in denen sie sich erfüllte.

Alle Kulturforschung findet ihre letzte Berechtigung in einer im guten Sinne aktuellen Aufgabe. Sie soll ferne Zeiten und Kulturen zu verstehen trachten, um kulturelle Möglichkeiten zu erahnen, die für uns erreichbar, unser Leben reicher und größer gestalten können. Gerade in unserer Zeit, in der in der sogenannten expressionistischen Kunst, ungeachtet des Mißverständnisses Böswilliger oder Unfähiger, ganz elementare schöpferische Kräfte sich durchzusetzen beginnen, schenkten von sicheren Instinkten Geleitete den „Primitiven und Exoten" eine Beachtung, wie sie sonst nur den sogenannten „klassischen" Kulturen zuteil geworden war. Wir glauben nun, daß gerade auch die altmexikanische Kultur einer besonderen Aufmerksamkeit wert ist, daß sie kulturelle Möglichkeiten zeigen kann, die unserem befangenen, von Voreingenommenheit getrübten Blicke nicht erkennbar waren. Wenn wir also für die mexikanische Kultur Verständnis zu wecken versuchen, so soll damit keineswegs einer höchst fragwürdigen, modehaften Fremdländerei gehuldigt werden. Ein Sprichwort sagt, man erkennt in allem nur sich selbst; so soll es denn die Aufgabe unseres Buches nur sein, das, was in uns an schlummernden Kräften verborgen ist, an dem grandiosen Formenreichtum des alten Mexiko wach werden zu lassen, damit es beitrage zur Stärkung jener vielen noch zersplitterten Strebungen, die ihren Willen zum Stil einmal in der Geschlossenheit einer **sakralen Form** einen möchten.

Es ist sehr zu bedauern, daß in den bisherigen Werken über das alte Mexiko nie der Gelehrte, der in peinlicher Beschaffung und Benutzung der Quellen und Dokumente sein Genügen findet, und der künstlerisch Interessierte, der aus einem kaum bezeichenbaren Instinkte zu den Werken der Primitiven und Exoten griff, ihr gemeinsames Interesse in gemeinsamer Arbeit vereinten. Dem künstlerisch Interessierten scheint der Gelehrte über der Beschäftigung mit den Einzelheiten

LIBRARY OF

den Sinn für das Ganze, für die großen Züge, für das Wesentliche zu verlieren, der Gelehrte seinerseits vermißt bei dem künstlerisch Interessierten die prägnante Darlegung, die eindeutige Kennzeichnung. Es lag in unserem Bestreben, uns die Vorteile beider Einstellungen zu Gute, sowohl die sachliche Beschreibung als gelegentlich auch die Sinn- und Wesensdeutung der mexikanischen Kultur zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

Bei der Betrachtung der mexikanischen Kultur sind es vornehmlich drei Momente, die den an neueuropäische Formen und Wertungen Gewöhnten mit Verwunderung oder Befremden erfüllen: Die Bedeutung der erblichen Tradition, die Rolle, die magisch-zauberische Bräuche im Leben spielen, endlich der stark religiös zeremonielle Charakter, den alle Lebensäußerungen haben.

Beginnen wir mit der Bedeutung der **erblichen Tradition.** Es wird uns berichtet, daß beim Tode eines Königs in feierlichem Zeremoniell ein Bruder oder Neffe des Verstorbenen zum Herrscher gewählt wurde. Weiter erfahren wir, daß die Bevollmächtigten der Geschlechtergenossenschaften wohl der Form nach vom Rate der Geschlechtergenossenschaft ernannt wurden, in Wirklichkeit aber zumeist dem Vorgänger in Erblichkeit folgten. Wir hören auch, daß der Stand der Kaufleute erblich und auch im Handwerke eine gewisse Erblichkeit geltend war. Von unseren heutigen Verhältnissen aus, in denen alles von begrenzten Zwecken bestimmt ist, man sich überall bemüht, strenge Arbeitsteilung durchzuführen und den voneinander getrennten Gebieten die besonders befähigten Menschen zuzuweisen, erscheinen solche Tendenzen der Erblichkeit, wie sie sich in den eben berichteten Beispielen zeigen, zunächst sinnwidrig und das soziale Leben gefährdend. Indessen im alten Mexico sind nicht die Träger der Berufe „Persönlichkeiten", sondern die Geschlechter. Sie, als Individuen höherer Ordnung, vermögen Form und Gebärde des Lebens in der Folge erbender, überlieferungstreuer Geschlechter in Werken heranreifen zu lassen, Formen, die das einzelne kurzlebige Individuum nicht zu gestalten und zu erfüllen vermöchte, Formen, die zu mythischer Größe anwachsen können, weil das Individuum ganz in ihnen erlischt. Aufgabe und Forderung jedes Berufes sind so weit, daß verschieden Geartete ihnen zu genügen vermögen.

Der **religiös zeremonielle Charakter des kulturellen Lebens** zeigt sich daran, daß fast alle Äußerungen zu fast kultischen Bräuchen ausgestaltet waren. Sogar die Kriege, die bei uns im letzten Grunde wirtschaftliche Anlässe haben, waren gleichsam Zeremonien. Voran schritten beim Ausmarsche die Priester in feierlicher Prozession mit den heiligen Götterbildern. Die Krieger, die ihnen folgten, waren mit prunkvollem Aufputze wie zu einer Festlichkeit geschmückt, ihre Verdienste waren an prächtigen Ehrenzeichen kenntlich. Eine besondere Schlachtordnung wurde nicht innegehalten. Ihr Ziel fanden die Unternehmungen vornehmlich in der Einbringung von Gefangenen, die den Göttern als Opfer dienen sollten. Begonnen wurden die Kriegszüge mit Vorliebe an bestimmten Tagen, die nach Urteil der Kalenderkundigen aus magischen Gründen als dafür besonders günstig galten. In diesem Zusammenhange müssen auch die religiösen Monatsfeste genannt werden, die als „Daseinshöhen", Mündungs- und Ausgangspunkte aller Lebensäußerungen bezeichnet werden können. Den Sinn aller solcher zeremoniellen Bräuche, wie sie das Leben des Mexikaners in allen seinen Regungen gestalteten, finden wir nicht in irgend einem Zwecke, dem sie dienen, er ruht vielmehr in ihrer Selbstgenugsamkeit, sie wurden um ihrer selbst willen ausgeführt. Es gibt im primitiven Kulturleben in viel geringerem Maße als bei uns Augenblicke, die ~ selbst ohne Eigenwert ~ nur als Vorbereitung ihren Sinn haben und dem Nützlichkeits- und Zweckprinzip untergeordnet sind.

In den zeremoniellen Bräuchen ist der Mensch an ein Dingliches gebunden (Bau, Kleidung, Gerät, Schmuck usw.), das ihn über sich hinaussteigert und einordnet in die Gemeinschaftssymbolik. Zeremonie, Feier, Tracht, Ehrenzeichen, Schmuck usw. sind nichts „Äußerliches". Alles ist mit einem

tiefen Sinn erfüllt, ist symbolschwer und bedeutungsgesättigt. In den Bräuchen offenbart und verwirklicht sich die Gemeinschaft in ihrer Symbolik als eine umfassende Form, die alle in der sakralen Feierlichkeit zu einer Einheit zusammenschließt. So bleibt viel weniger als bei uns Raum für die Sinnlosigkeiten spielerischer Muße und für die Enge des von Zwecken bestimmten Dienstes. Alles ist im zeremoniellen Brauche zu der Selbstgenugsamkeit des Spieles und **zugleich** zu der sinnvollen Bestimmtheit des Dienstes erhoben.

Dabei sind die Bräuche von einem Reichtum an Ausdrucksformen und tiefsinnigen Bedeutungen, der überwältigend ist. Bei uns wird das meiste dessen, das inhaltlich bedeutungsvoll ist und einen Ausdruck erhalten soll, irgendwie in Schrift niedergelegt, in der bildenden Kunst finden wir dagegen bei uns eine verhältnismäßige Armut an Inhalt. Der primitivere Mensch dagegen zieht die inhaltreiche, bedeutungsgesättigte Bildhaftigkeit einer inhaltarmen Bildhaftigkeit, wie wir sie in unserer Kunst haben, und einer abbildlosen Inhaltlichkeit, wie wir sie in unserem Geschriebenen haben, vor.

Mit dem dritten Momente, das für die mexikanische Kultur charakteristisch ist, dem **magisch-zauberischen,** rühren wir an eine der zentralsten Fragen der Kulturpsychologie überhaupt. Wir werden uns in einem besonderen Abschnitte von völkerpsychologischer Seite aus mit diesem Problem eingehender beschäftigen. So viel sei schon an dieser Stelle gesagt: Zauberei und Magie als Mittel der Weltbewältigung stellen eine Verhaltensweise dar, die, so sehr sie von den Verhaltensweisen des technisch-praktisch handelnden, heutigen, wissenschaftlich denkenden Menschen unserer Kultur verschieden ist, nichtsdestoweniger Notwendigkeiten und Bedürfnissen entspricht und diese in gemäßer Weise zu erfüllen vermag. Freilich haben die zauberischen und magischen Handlungen keine Wirksamkeit auf die Welt der Gegenstände, sondern sie wirken vornehmlich auf den Ausübenden selbst. Der Ausübende wird bei dem Vollzuge der magischen Handlung einer Zauberei durch Ausschaltung unerträglicher hemmender Empfindungen und Vorstellungen beschwichtigt. Was in den magischen, zauberischen Manipulationen sichtbar wird und sich vollzieht, ist also eine Art Umstimmung und Entspannung. Daß aber solche Handlungen dem geistigen Zustande primitiverer Menschen **ebenso** gemäß sind wie uns die praktisch-technischen, das wird uns in einem späteren Abschnitte näher beschäftigen.

2. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Reiche der Azteken.

Der aztekische Volksstamm gliederte sich in **Geschlechtergenossenschaften** (calpulli), die umfassender waren als die eigentlichen Familien. Ursprünglich gab es nur vier solcher Gruppen, die sich auf die (noch heute vorhandenen) vier Stadtviertel der Stadt Mexiko verteilten. Als Cortez Mexiko eroberte, waren diese vier Gruppen bereits in zwanzig Untergruppen, die bestimmten Grundbesitz hatten und sich selbst verwalteten, zerfallen. Das ihnen zugehörige Land hieß calpulalli. Die Verwaltungsangelegenheiten erledigte ein Rat der Familienoberhäupter, der Alten. Die Zahl der Glieder dieses Rates richtete sich nach der Größe der Geschlechtergenossenschaft. Der Vollzug der getroffenen Entscheidungen lag in den Händen eines Bevollmächtigten, des calpollec, der vom Rate ernannt wurde, aber in Wirklichkeit seinem Vorgänger in Erblichkeit folgte. Er überwachte die rechtmäßige Zuteilung der Ländereien, sowie die Kornspeicher und erteilte den sogenannten calpixquê Befehle. Diese calpixquê waren Beauftragte, die die Abgaben

einzutreiben hatten, welche den Unterhalt der Bevollmächtigten der Geschlechtergenossenschaft gewährleisteten. Dem calpollec lagen auch die rechtlichen Entscheidungen in kleineren Angelegenheiten ob, die größeren wurden vor den Rat der Familienoberhäupter gebracht. Bei Streitigkeiten der Geschlechtergenossenschaften untereinander war der calpollec der Vertreter seines calpulli. Neben dem calpollec gab es eine Art Polizeichef, den achcacauhtli. Dieser hatte neben seinen besonderen Aufgaben auch die militärische Ausbildung der jungen Leute zu besorgen.

Das calpulli war die Keimzelle und ursprüngliche Einheit der aztekischen Gesellschaft. Die Gesamtheit aller dieser Einheiten bildete den Stamm, die Gesamtheit aber der Ländereien der Geschlechtergenossenschaften bildete das Stammesland altepetlalli.

Die Regierung des alten Mexiko zeigte sich bei der Eroberung als sehr stark gegliedert. Die höchste Macht des Staates – früher, zur Zeit, als der Stamm noch nomadisierend umherzog, war es der Stammesgott und der diesem dienende Priester – verkörperte sich in dem von den Spaniern als König bezeichneten tlacatecuhtli, dem „Haupte der Tapferen". Sein Amt ist aus den Notwendigkeiten des Krieges entstanden. Ursprünglich wurden die aztekischen Krieger von gelegentlichen, aus der Reihe der Tapfersten hervorgegangenen Heerführern bei ihren Unternehmungen befehligt. Der erste tlacatecuhtli war Acamapichtli. Die Aufgaben des Königs, der in manchem an die Entscheidungen des Stammesrates gebunden war, umfaßten vorwiegend militärische Angelegenheiten. Er war der Hauptführer der mexikanischen Truppen, später auch der Truppen des Bundes, welche die Mannschaften der mit Mexiko verbündeten Städte mit umfaßten, sowie auch oberster Richter. Er galt auch als Nachfolger des Gottes und sagenhaften Kulturbringers Quetzalcouatl und residierte in dem sogenannten Tecpan, auf das wir noch zu sprechen kommen werden.

Das Hofleben war prunkvoll und durch eine strenge Etikette geregelt. Der König wurde in einer reich mit Gold verzierten Sänfte getragen und Volk und Gefolge demütigte sich vor ihm in verehrenden Bräuchen. Beim Tode des Königs wurde in feierlichem Zeremoniell der Bruder oder Neffe des Verstorbenen zum Herrscher gewählt und gekrönt. Von der Üppigkeit des Hofes zeugten kostbare Menagerien, Vogelhäuser und Lustgärten mit seltenen, fremdländischen Pflanzen usw.

Die gesetzgebende Gewalt wurde in Mexiko von einem Stammesrat tlatocan ausgeübt. Dieser bestand aus zwanzig Gliedern, die Vertreter der Geschlechtergenossenschaften waren, und versammelte sich in dem erwähnten Tecpan. Ungefähr alle zwölf Tage trat er dort zusammen, wenn nicht dringende Geschäfte ihn zu einer zeitigeren Versammlung nötigten. In den Sitzungen wurde sowohl über die Zivil- als auch über die Strafsachen entschieden, die die Geschlechtergenossenschaften zur Erledigung eingereicht hatten. Der tlatocan bestätigte auch die von den Geschlechtergenossenschaften erwählten Häupter. Er hatte weiter über militärische Unternehmungen zu beschließen, Friedensvereinbarungen zu vollziehen, Bündnisse zu bestätigen.

Das Stammesland umfaßte Ländereien, die keiner einzelnen Geschlechtergenossenschaft, sondern dem Stamme als Ganzem gehörten, wie z. B. der Platz des dem Gotte Uitzilopochtli geweihten Tempels und der Markt. Vergehen, die an diesen Stätten verübt waren, wurden unmittelbar von dem tlatocan, dem Stammesrat, abgeurteilt. Wenn aber die Mitglieder dieser hohen Versammlung keine Einigkeit erzielen konnten, wurde der strittige Fall einem großen Rate vorgelegt, welcher sich alle achtzig Tage im Tecpan versammelte. Dieser bestand aus allen Häuptern der Stadt. Außer den tlatoquê, den Mitgliedern des Tlatocan nahmen daran teil die zwanzig calpollequê, die zwanzig achcacauhtin, die Häupter der vier Stadtviertel, die hauptsächlichsten Priester. Die Versammlung wurde von dem Ciuacouatl, den man wohl gelegentlich als Reichskanzler bezeichnet hat, geleitet. Die Entscheidungen waren unumstößlich.

Die mit dem Vollzuge getroffener Entscheidungen und Bestimmungen beauftragte Beamtenschaft war sehr zahlreich. Zu ihr gehörten die achcacauhtin, die calpollequê, die vier Häupter der Stadtviertel. Über diese alle gebot der schon genannte Ciuacouatl, der im Tecpan residierte, dem Tlatocan vorstand und dessen Entscheidungen zur Ausführung brachte. Zu seiner Verfügung standen eine Anzahl von Polizeibeamten, die insbesondere auch für die Ordnung des Marktes zu sorgen hatten. Eine gewisse Anzahl der Tlatoquê blieb ständig versammelt, um zur sofortigen Erledigung dringender Fälle bereit zu sein.

Der Bund der Städte Mexiko, Tetzcoco und Tlacopan besaß weiter keine politische Organisation. Jeder der drei Stämme war unabhängig und besaß sein eigenes Gebiet, in dem die Stadt lag, dessen Namen der Stamm trug. Sogar Krieg führen konnte jeder Stamm für sich und von den besiegten Völkerschaften Tribut erheben. Bei gemeinsamen Kriegszügen, bei denen der mexikanische König das Oberkommando führte, erhielt Mexiko zwei Fünftel der Beute, Tetzcoco desgleichen, Tlacopan nur ein Fünftel.

Die militärische Organisation war in Mexiko hochentwickelt. Alle Männer waren kriegspflichtig. Vom Alter von fünfzehn Jahren an galt der Knabe als mannbarer Jüngling. Im Tempel (teocalli) mußte er sich gewissen Riten unterziehen. Im sogenannten Telpochcalli, einer Art Kriegsschule, wurde er dann unter Leitung des achcacauhtli militärisch ausgebildet. Die Übungen bestanden in Fechtübungen (gegen Topfphantome), Bogenschießen, Scheibenwerfen u. a. Nach der Ausbildung wurden die Fähigsten Kämpfer, die anderen Träger. Die Krieger konnten sich durch Kriegsverdienste Ehrentitel und Ehrenzeichen erwerben, aber dadurch wurde ihnen noch nicht ohne weiteres ein Kommando zuteil. Die Befehlsgewalt lag vielmehr in den Händen von den von dem Stamme oder von der Geschlechtergenossenschaft besonders Ernannten. Jede Geschlechtergenossenschaft beorderte einen achcacauhtli zur Führung ihrer militärischen Kräfte. Dieser unterstand wieder einem der Chefs, welche je eine der vier Gruppen der Geschlechtergenossenschaft befehligten. Über diese alle gebot der Ciuacouatl und der König, der Tlacatecuhtli, der der oberste Kriegsherr war. Dem letzteren standen für militärische Angelegenheiten der Tlacatecatl, für administrative Angelegenheiten der Tlacochcalcatl genannte Beamte zur Seite.

Bekleidet waren die Krieger mit einem zur Abwehr der üblichen Waffen wohlgeeigneten Wattekürаß. Sie trugen außerdem einen runden Holzschild, ein mit Obsidiansplittern besetztes Holzschwert, Lanze mit Stein- oder Kupferspitze, Bogen, Pfeile, Schleuder und Wurfbrett zum Schleudern der Speere.

Die Territorialorganisation war im alten Mexiko die folgende: Das Land zerfiel in die zwanzig Gebiete der Geschlechtergenossenschaften (calpolalli) und die neutralen Gebiete des Marktes und des Tempels. Das calpolalli zerfiel in Parzellen je für jeden verheirateten Mann. Es bestand ein Zwang für die Bebauung des zugewiesenen Gebietes. Hatte jemand die Bebauung des Landes mehr als zwei Jahre versäumt, so wurde er aus dem Stamme ausgeschlossen und das Land fiel an die Geschlechtergenossenschaft zurück. Das Land war also nicht persönlicher Besitz und auch nicht vererbbar. Im Todesfalle hatte der Rat der Geschlechtergenossenschaft über die Zuteilung der betreffenden Ländereien zu entscheiden, wobei wohl meist die Regel einer bestimmten Erbfolge innegehalten wurde. Für den Unterhalt der in öffentlichen Ämtern Stehenden, die durch ihre gemeinnützige Tätigkeit daran verhindert waren, ihr Land selbst zu bebauen, gab es öffentliche Ländereien, die von den vom Stamme Ausgestoßenen bewirtschaftet wurden. Der Ertrag dieser Ländereien wurde in den gemeinsamen Speichern verwahrt. In den Gebieten der unterworfenen Völkerschaften gab es noch besondere Ländereien, auf denen Produkte (u. a. Mais, Agaven, Kakao) gezogen wurden, die den Siegern als Tribut abgeliefert werden mußten. Ein Gouverneur und ein Abgabeneinnehmer hatten

für den richtigen Eingang des Tributs zu sorgen. ~ Das eroberte Land hieß pillalli. Es fiel zumeist den drei oberen Ständen (königliche Familie, Adel, Priesterschaft) zu, die es von Hörigen bebauen ließen. Ein Teil des pillalli blieb dem Könige zur Verfügung, um damit verdiente Heerführer auf Lebenszeit zu belehnen.

Über die soziale Schichtung des mexikanischen Volkskörpers sei das Folgende mitgeteilt: Alle, die sich nicht dem Gebote fügen wollten, ihr Land zu bebauen oder eine Ehe einzugehen, wurden aus dem Stamme ausgeschlossen und mußten im Kriege als Träger oder sonst als Landarbeiter Dienst tun. In ihnen haben wir den von den Spaniern als Sklaven bezeichneten Stand der tlacotin. Eine Wiederaufnahme in den Stamm war möglich, auch waren die Kinder der tlacotin frei.

Die drei oberen Stände waren: die königliche Familie, der Adel und die Priesterschaft, die mit Ländereien reich begütert waren. Der Adel zerfiel in den Landadel, der abgabefrei, aber dem Könige dienstpflichtig war, und dem Militäradel, den der König für Verdienste mit Land belehnte. Einen besonderen erblichen Stand bildeten auch die (durch Federfächer und Bambusstab ausgezeichneten) Kaufleute, die pochteca. Sie trieben einen sehr eigenartigen Streifzugshandel, der einen besonderen Zweck darin fand, dem Könige kriegswichtige Nachrichten über Länder und Völker zu verschaffen. Solche Handelszüge waren mitunter reine Spionageunternehmungen. Nach der glücklichen Vollendung eines Zuges wurden die Zurückgekehrten im Tecpan durch eine Festlichkeit geehrt. Das Handwerk, von dem die Goldschmiedekunst in besonderer Achtung stand, war in eine Art Zünfte geordnet, in denen Erblichkeit herrschte. Die Zünfte hatten besondere Stadtteile inne, wir können schon daraus schließen, daß sie wohl aus bestimmten Geschlechtergenossenschaften hervorgegangen sind.

Als Tecuhtin, „Herren", wurden Männer bezeichnet, die in ihrer Jugend in den Calmeca, den Priesterhochschulen, die von den Spaniern Adelsschulen genannt wurden, sich besonderen Bußübungen unterzogen hatten, durch deren Absolvierung sie sich den genannten Titel erwarben. Dieser Titel war nicht erblich und verschaffte an sich keine politischen Vorrechte. Tatsächlich aber wurden die leitenden Persönlichkeiten immer aus der Reihe der Titelträger gewählt, und es war nur natürlich, daß der Sohn meist den Rang seines Vaters erwarb. Aus den Tecuhtin, die ursprünglich im wesentlichen militärische Bedeutung gehabt haben, und die keine Abgaben zu entrichten hatten, gingen zumeist die Beauftragten hervor, wie Schatzbeamte, richterliche Beamte u. a. Diese zinsten dem König also mit persönlichen Diensten.

Zur Zeit der Eroberung Mexikos durch die Spanier vollzog sich eine große soziale Umbildung. Glückliche Kriegszüge des Ahuizotl und des Motecuzoma II. („Montezuma") hatten großen Reichtum ins Land gebracht. Große Tribute von Bodenprodukten und auch angefertigten Waren kamen ins Land. Geldwirtschaftliche Verhältnisse entstanden. Erblichkeit der Güter gewann Bedeutung. Dadurch wuchs der Reichtum einzelner Familien, besonders der Beamten der Geschlechtergenossenschaft und der des Stammes. Als Werteinheiten wie als Tauschmittel dienten Kakaobohnen, Mäntel, Kupfer- und Zinnstücke in Axtform, mit Goldkörnchen gefüllte Federkiele u. a. Das Land aber blieb Gemeindebesitz.

Über das Rechtsverfahren wurde oben schon Einiges mitgeteilt. Die Rechtspflege lag in den Händen von bestimmten Beamten, wenn wir davon absehen, daß Besitzstreitigkeiten vom calpollec geschlichtet wurden. Eine höchste Instanz tagte am Hofe des Königs. Dieses Richterkollegium gab auch Verordnungen für die niederen Instanzen aus. Für besonders schwierige Fälle gab es ein dreizehngliedriges Richterkollegium, das alle achtzig Tage zusammenkam. In den Provinzen walteten Lokalgerichte mit beschränkterer Zuständigkeit. Erwähnenswert sind endlich noch die Marktgerichte und eine Art von Polizeibeamten, die nachts Wächterdienste taten.

Die Bestrafungen waren sehr strenge. Todesstrafe stand auf Ehebruch, Bestechung, Ländereigrenzbetrug, Verrat, Verletzung heiliger Gelöbnisse eines Priesters, Trunkenheit eines Priesters, Mord usw. Der ausgiebige Genuß berauschender Getränke war indessen im Rahmen gewisser religiöser Feste gestattet und sonst auch über sechzig Jahre alten Personen erlaubt. Über Diebstahl wurde je nach dem Werte des entwendeten Gutes geurteilt. In schweren Fällen mußte der Dieb bei dem Bestohlenen Arbeitsdienste tun. Gold- und Silberdiebstahl wurde mit dem Tode geahndet. Es gab auch Gefängnisse (teilpiloyan). Die zum Tode Bestimmten wurden darin in Holzkäfigen in dunklen Räumen verwahrt.

Das Kriegswesen zeigte einige höchst bemerkenswerte Züge. Der Krieg hatte, wie wir bereits erwähnten, einen stark zeremoniellen Charakter. Die Beschaffung von Opfergefangenen war meist Ziel und Anlaß der Unternehmungen. Der Beginn eines Krieges wurde mit Vorliebe auf das Kalenderdatum „1 Hund" gelegt, welcher Tag als erfolgversprechend galt. Die Kriegserklärung geschah durch Übersenden von Waffen, Daunenfedern, Kreide (also den Zeichen des Opfers) an die Feinde. Die Marschordnung war die folgende: Voran schritten die Priester mit den Götterbildern, dann folgten die kampferprobten Mexikaner, dann die Halbausgebildeten, dann die Hilfskräfte aus Tetzcoco und Tlacopan. Den Beschluß bildeten die Kämpfer der vereinigten Provinzen. Besondere Belohnungen waren für die Gefangennahme (nicht für die Tötung) von Feinden ausgesetzt. Die Krieger zogen in prunkvollem Aufputze in die Schlacht. Für eine Art Standarten waren Darstellungen von Adler und Jaguar charakteristisch. Eine ganze Anzahl von genau abgestuften Ehrenzeichen und Insignien belohnte die verdienstvollen Krieger für ihre Taten. Eine besondere Schlachtordnung wurde nicht innegehalten. Überfälle waren sehr beliebt, darum war der Dienst des Aufklärers von besonderer Wichtigkeit. Die eingebrachten Gefangenen dienten als Opfer für die Götter.

Die Priesterschaft war im alten Mexiko streng gegliedert. Es gab zwei Hauptpriester, die aus den höheren priesterlichen Funktionären nach Verdienst ausgewählt wurden. Der eine stand im Dienste des Gottes Uitzilopochtli, der andere im Dienste Tlaloc's. Beide führten den Titel Quetzalcouatl. Unter ihnen kam der von SAHAGUN als Patriarch bezeichnete Priester, der die Riten und die Priesterhochschule zu überwachen hatte. Im allgemeinen zerfiel die Priesterschaft in die höhere und niedere Priesterschaft und die Novizen. Die Hauptbeschäftigungen der Priester waren Opfer, Unterricht, Astronomie, Anfertigen von Bilderhandschriften, Unterhalten der heiligen Feuer usw. Der Sonne wurde viermal am Tage und dreimal des Nachts geopfert. Die Knaben, die sich dem Priesterberufe widmen sollten, kamen mit zehn Jahren in die Priesterhochschule, das Calmecac. Anfangs wurden sie mit Tempelfegen, Holzholen beschäftigt, später machten sie Übungen im Fasten und Wachen durch, unternahmen Pilgerfahrten usw. Im Calmecac herrschte strenge Disziplin. In regelmäßigen Abständen konnte man Tag und Nacht den Ton des Muschelhornes von dort vernehmen, der den Tageslauf regelte.

3. Einiges aus dem täglichen Leben der alten Mexikaner.

Nach dem Material, das die Mexikaner zur Herstellung ihrer Geräte benutzten, kann man ihre Kultur als die einer Zwischenstufe zwischen Stein- und Metallzeit bezeichnen. Von den Metallen waren Gold und Kupfer von besonderer Bedeutung, die zur Anfertigung von Schmuck verwandt wurden. Das Kupfer diente auch zur Herstellung von Äxten und Meißeln usw. Schneidende

Werkzeuge und Waffen wurden indessen auch aus Stein hergestellt, vornehmlich aus dem glasharten, scharfsplitternden Obsidian. Der Verfertiger hielt, wenn er Klingen aus diesem Material herstellen wollte, den Obsidianblock zwischen den Füßen und drückte mit starker Pressung von oben lang heruntersplitternde Stücke ab. Auf solche Weise stellte man die Schneiden, die an Holzschwertern befestigt wurden, her, so auch Pfeile und Lanzenspitzen. Aus Stein wurden auch Masken und Spiegel hergestellt. Als Griff von Steinmessern diente eine Umhüllung von Harz oder bestenfalls Holz, das mitunter kunstvoll mit Schildpatt oder Muschelmosaik überkleidet wurde. Auch Alabastergefäße wurden mit Hilfe von Bohrern aus Stein angefertigt, sowie Perlen. In hoher Schätzung stand besonders der grüne Jadeït (chalchiuitl), der auch als Tribut von Unterjochten geliefert wurde. Kristall und Amethyst wurden ebenfalls bearbeitet. Berühmt geworden sind kostbare Steinmosaïken, die mit Harz fixiert auf Menschenschädeln angebracht wurden. Die Augen sind bei solchen Stücken durch Pyrit, der von einem Muschelringe umfaßt wird, dargestellt. ~ Es zeigt auch die Kunstfertigkeit der alten Mexikaner, daß der primitivere Mensch sich in die Beschaffenheit des Materials intensiver als wir einzufühlen vermag. Dementsprechend erahnt er Gestaltungsmöglichkeiten und formt den Stoff mit einer feinfühligen Sachgemäßheit, die uns völlig verloren ist. Die Motive der Herstellung sind in viel geringerem Maße als bei uns solche des vorteilhaftesten Verkaufes. Bei der Herstellung der Gegenstände macht sich vielmehr ungebrochen die Neigung, sich gegenständlich auszudrücken, geltend. Darum sind die Geräte entweder mit einem Zierat geschmückt oder offenbaren unbeschadet ihrer Zweckmäßigkeit in ihrer Form ein starkes dekoratives Moment. Aus Kupfer wurden außer den genannten Gegenständen u. a. Glocken hergestellt, sowie ganz dünne Axtklingen, die als Zahlungsmittel gedient haben. Das Gold, das durch Graben, Waschen und Sammeln gewonnen und das von unterjochten Stämmen als Tribut entrichtet wurde, bearbeitete man in umständlichen Prozessen. Es gab zwei Arten Goldarbeiter: die Schmiede und die Gießer. Zum Schmieden dienten Steinhämmer, mit denen man das Metall so fein ausschlug, daß damit schöne Goldüberzüge über allerlei Gegenstände hergestellt werden konnten. Insbesondere war es beliebt, Holzperlen mit Gold zu überkleiden. Das Gußverfahren geschah nach der bekannten Methode der verlorenen Form (à cire perdue). Zur Erzeugung der nötigen Hitze wurde das Feuer mit Blasröhren angefacht.

Was die Bauweise in Mexiko anbetrifft, so gab es Steinhäuser, Häuser aus Luftziegeln (adobe), endlich Häuser aus Flechtwerk, das mit Lehm überzogen wurde. Aus Stein waren vornehmlich Tempel und Paläste. In der Nähe der Wohnungen befanden sich Schwitzhäuser und Maisspeicher. In der Stadt Mexiko standen viele Gebäude auf gepfähltem Grunde. Zahlreiche Kanäle durchzogen die Stadt, kunstvolle Dammwege verbanden die Seeinsel mit dem Festlande. Einige solcher Dämme waren von Schleusen durchbrochen. Die größten der Dämme haben eine Länge von mehr als zehn Meilen gehabt. Auch Aquädukte gab es. Eine solche Wasserleitung lieferte der Stadt Mexiko Wasser aus Chapultepec.

Über die Erziehung im alten Mexiko sind wir gut unterrichtet. Für die männliche Jugend kamen die militärische Ausbildung im Telpochcalli sowie die Übungen im Calmecac, der Priesterhochschule, in Betracht, die wir bereits erwähnten. Eine Handschrift zeigt uns den Fortgang der Erziehung vom 3. bis 15. Jahre im Bilde. Beigefügt ist jeder Darstellung die Anzahl der Brotkuchen, die in dem betreffenden Lebensalter dem Kinde als Ration zustand. Auch die Strafen, zum Teil recht schmerzlicher Art, wie Peinigung mit Agavestacheln oder Feuer, werden angegeben. Die Söhne folgten meist dem Berufe des Vaters, die Mädchen wurden in den häuslichen Pflichten, Spinnen, Weben usw. sorgfältig erzogen. Eine große Rolle spielten im Leben sittliche Ermahnungen,

deren bilderreiche Sprache von großer Eindringlichkeit gewesen ist, wie uns alle Texte bezeugen. Geheiratet wurde um das 20. Lebensjahr. Die Form der Ehe war die einer Einehe. Es herrschte ursprüglich große Sittenstrenge. Ehebruch wurde mit dem qualvollen Tode des Steinigens auf offener Straße geahndet. Mit dem zunehmenden Reichtum gegen Ende des mexikanischen Reiches gerieten die alten Sitten aber zum Teil in Verfall.

Der Ackerbau war für Mexiko das wichtigste Gewerbe. Der Boden wurde sehr intensiv bewirtschaftet. Düngung und künstliche Bewässerung kamen in Anwendung. Die Felder waren zum Teil mit adobe-Mauern oder Agavepflanzen eingefaßt. Angebaut wurden von Nahrungsmitteln: Kürbis, Bohnen, Kakao, Yamswurzel, Mandioka, Batate, Pfeffer u. a., vor allem aber der Mais. Kakao wurde mit einem Zusatze von Pfeffer, Vanille und Honig genossen. Aus dem dem Blütenschafte entquellenden Safte der Agave wurde das berauschende Pulquegetränk bereitet. Tabak wurde in Zigarrenform geraucht oder in Pillenform gekaut. Tabakspfeifen sind vornehmlich von den Tarasken gebraucht worden. Auch die Jagd war von Bedeutung. Man bediente sich zu ihrer Ausübung des Bogens, des Blasrohres, der Netze und Schlingen. Von Haustieren waren nur der Hund, der auch gemästet wurde, und der Truthahn bekannt.

Die Musik zeigt manche eigenartigen Züge. An Instrumenten sind zu nennen: Rasseln aus Kürbis oder Ton, Holztrommeln (teponaztli), hohle Zylinder mit zwei Zungen verschiedenen Klanges, die mit Schlägeln bearbeitet wurden, welche mit Gummi überzogen waren. Auch Felltrommeln gab es, sowie Pauken aus Schildkrötenpanzern. Geriefte Knochen wurden zur Erzeugung eines schrillen Geräusches gestrichen. An Blasinstrumenten sind Muscheltrompeten, Flöten und ~ für den Krieg ~ Signalpfeifen zu nennen. Es zeigt sich auch in Mexiko, daß bei aller primitiven und primitiveren Musik der Spielraum der Klangfarbe ein weiterer ist als in der europäischen. Die Musik für die religiösen Feste stellten Tempelchöre, die unter der Leitung verantwortlicher Priester standen.

Der Handel war im alten Mexiko Tauschhandel. Einige Gegenstände galten beim Tausche, wie bereits erwähnt, als besondere Werteinheiten, wie Mais, Webereien, mit Goldkörnchen gefüllte Federkiele usw. und als Kleingeld Kakaobohnen. Der große Markt von Tlaltelolco erregte die Bewunderung der spanischen Eroberer. Da standen zum Verkaufe: Gold, sowie Edelsteine, die zum Teil in Gold gefaßt waren, Perlen, Spiegel und an anderer Stelle Schmuckfedern in allen Farben. Wieder an anderen Ständen lagen Schwerter und Steinklingen oder Männer- und Frauenkleidung, Fußzeug sowie Tierhäute vieler Art. Weiter wurden Brote angeboten, verschiedene Pasteten, Geflügel, Eier, Wildbret, wie Hasen, Kaninchen, Hirsche, Wachteln, Gänse, Enten. Auch Gemüse, Pfeffer, Medizinalpflanzen, Wurzeln verschiedener Sorten, Früchte aller Art, auch Baumaterialien und unzählige andere Gegenstände harrten des Verkaufes.

4. Zauberische Bräuche.

Über die Schicksalsdeutung und Vorzeichenbestimmung mit Hilfe des Kalenders, des „Buches der guten und bösen Tage", wurde im ersten Bande unseres Mexikowerkes genauer berichtet. Weitere Verfahren für ähnliche Feststellungen gab es in großer Zahl. So hören wir von einer Art Loswerfen mit Maiskörnern oder roten Bohnen. Zwanzig Körner wurden auf eine Decke geworfen; wenn sie sich kreisförmig anordneten, bedeutete es ein Grab, wenn die Zahl der Körner durch eine gerade Linie genau halbiert werden konnte, bedeutete es Genesung, fielen die Körner aber regellos

zerstreut nieder, so kündigte sich dadurch für einen Kranken ein schlimmer Ausgang seines Leidens an, eine Aufhäufung der Körner endlich deutete ebenfalls auf Genesung. Auch Knoten wurden als Orakel geknüpft. Konnte der Knoten wieder gelöst werden, dann war ein günstiges Geschick, im anderen Falle ein ungünstiges zu erwarten. Man hielt auch kranke Kinder mit dem Gesicht über ein Gefäß mit Wasser und betrachtete sorgfältig das Spiegelbild. Erschien es trübe, so war wenig Hoffnung auf Besserung. Schlangen dienten ebenfalls zur Divination. Man glaubte, in einem Korbe verborgene Schlangen würden, wenn man ihn öffnete, auf einen Dieb zukriechen und so seine geheime Schuld verraten. – Der naualli genannte Zauberpriester war im alten Mexiko eine Persönlichkeit, die in hoher Achtung stand. Er war ehelos und widmete sich vielen Fasten- und Reinigungsübungen, um zu seinem Berufe geeignet zu sein. Mit der Wetterkunde war er wohl vertraut, und man sagte auch von ihm, daß er die Fähigkeit habe, sich in Tiere zu verwandeln und sich in die Luft zu erheben. Seine besondere Aufgabe war es, die Stadt Mexiko vor böswilligen Schädigungen durch Zauber zu bewahren und die Bewohner rechtzeitig vor Gefahren, wie Hungersnot und ansteckende Krankheiten, zu warnen.

Manche Magier verdienten sich mit allerlei Wundertaten und Taschenspielereien ihren Lebensunterhalt. Da gab es welche, die Puppen tanzen ließen, ohne sie zu berühren, andere rösteten Mais ohne Feuer auf einer Decke, wieder andere zauberten eine Quelle mit Fischen hervor, dann gab es Tausendkünstler, die eine Hütte verbrannten und unversehrt wieder vorwiesen, oder sich zerstückeln ließen und sich dann heil und ganz den erstaunten Blicken der Zuschauer zeigten.

Sehr begehrt für allerhand Zauberei war der Arm einer im Kindbette verstorbenen Frau. Mit ihm konnte man angeblich die Bewohner eines Hauses in tiefen Schlaf versetzen und währenddessen das Haus ungestört ausplündern. Aber man konnte sich solchen Zaubers auch erwehren dadurch, daß man ein Gefäß mit Wasser und einem Steinmesser darin auf die Schwelle stellte oder ein Bündel Disteln an das Fenster hing. Hatte man aber etwas von dem Haupthaare des Unholdes, so besaß man seinerseits magische Gewalt über ihn.

Genau wie bei uns galt der Schrei der Eule als Tod verkündend, ebenso das nächtliche Gebrüll der Raubtiere. Auch die Spinne war ein Schicksalsverkünder. Fand man ein Exemplar einer gewissen Art, so zeichnete man ein Kreuz auf den Boden und setzte in die Mitte desselben das kleine Insekt. Kroch es nach Norden (der Norden war die Region des Totenreiches), so bedeutete das Tod usw.

An auch bei uns übliche Bräuche erinnert es, wenn Agavewein auf dem Herdfeuer versprengt und aus dem Geräusche irgendwelches Vorzeichen herausgehört wurde.

Der Glaube an magische Wirksamkeiten und Zusammenhänge durchzog das ganze Leben in allen seinen Regungen. Verstreute Maiskörner durften nicht achtlos liegen gelassen werden, sonst würde den Nachlässigen Strafe treffen. Wenn zwei Brüder tranken, mußte der jüngere dem älteren den Vorrang lassen, sonst würde er nicht wachsen. Junge Mädchen durften nicht stehend essen, sonst würden sie keinen Mann bekommen. Niesen deutete auf übles Gerede über den Niesenden.

Magische Krankenheilmethoden fanden häufige Anwendung. Der Medizinpriester bannte Krankheiten durch Saugen in einen Stein. Amulette waren sehr beliebt. Man entledigte sich auch mancher Gebrechen dadurch, daß man aus Maisteig geformte Hunde an irgendeinem Orte aufstellte. Der erste dort Vorbeikommende würde, so glaubte man, die Krankheit mit fortnehmen. Unsere anders geartete leiblich-seelische Konstitution würde solchen magischen Manipulationen gegenüber völlig versagen. Dem primitiven Menschen aber, der von ihnen in hohem Maße in Mitleidenschaft gezogen wird, werden in den zauberischen Ausführungen: Ausgleiche, Entspannungen, Umstimmungen zuteil, die uns an ihnen nicht erlebbar sind. Solche tiefgreifenden suggestiven Wirkungen sind

umsomehr gewährleistet, als die größere Beeinflußbarkeit der unbewußt (automatisch, instinktiv) verlaufenden Organfunktionen, die bei uns fast jeder unmittelbaren Einwirkung entzogen sind, ihn dazu geeignet macht. Aber es gab auch praktisch-medizinische Heilmethoden: Knochen wurden eingerenkt, Wunden mit einem Haare vernäht und mit einer Mischung aus Salz und Honig verstrichen, Kräuter verordnet, Dampfbäder angewandt, Terpentinsalbe eingerieben und vieles andere mehr.

5. Die Denkweise des primitiven Menschen und der eigentliche Sinn von Magie und Mythologie.

In diesem Kapitel kommen wir zur Erörterung von Problemen, die dem nicht mit psychologischen Auseinandersetzungen Vertrauten nicht ganz leicht fallen werden. Wir glauben indessen, daß die Beschäftigung mit den Fragen, die hier nur in einer gewissen Gedrängtheit dargelegt werden können, sich lohnt. Erhellt sich uns doch von da aus manche Erscheinung auch unseres seelischen Lebens, weitet sich uns doch von da aus der Blick für Zusammenhänge in der Welt, die uns rätselhaft und unmöglich erscheinen. Für unsere Aufgabe ist das Eindringen in die Denkweise des primitiven und primitiveren Menschen wichtig, weil es uns in den Stand setzt, jene merkwürdigen Formen der mythischen Weltanschauung, jene seltsamen Verhaltensweisen der magisch-zauberischen Handlungen grundsätzlich zu verstehen. Es zeugt von der Zersplitterung der Wissenschaften, daß Völkerkunde, Kulturgeschichte und Religionswissenschaft sich noch nicht die völkerpsychologischen Errungenschaften, die eine große Zahl lange umstrittener Fragen mit einem Schlage endgültig löst, zu Nutze machten.

Zunächst müssen wir uns über den Sinn einiger Grundbegriffe Rechenschaft geben. Wir werden uns dabei um eine auch weiteren Kreisen verständliche Ausdrucksweise bemühen. Daß bei den dabei vorgenommenen Verdeutschungen manche Begriffe etwas von der wissenschaftlichen Prägnanz einbüßen, ist unvermeidlich. Wer tiefer dringen will und wissenschaftliche Strenge nicht scheut, der sei auf die am Ende dieses Kapitels genannten Werke verwiesen.

Wir unterscheiden ganz allgemein erstens die Welt der Gegenstände oder die körperliche Welt und zweitens das Seelische, Geistige, die Vorstellungen usw. Das Ich selbst ist weder etwas Körperliches noch schlechthin Geistiges, es steht beiden Reichen, dem körperlichen wie dem geistigen gleich nahe und gleich fern. Was in der körperlichen Welt existiert, ist der körperliche Leib, und was in der geistigen Welt existiert, ist eine diesem vergleichbare seelische Verbindung und Einheit. Mit beiden fällt das eigentliche Ich nicht zusammen. So, wie wir uns in der körperlichen Welt bewegen, sofern wir leibliche Wesen sind, ebenso bewegen wir uns in der geistigen Welt als geistige Wesen, und so, wie wir als leibliche Wesen bald uns selbst wahrnehmen, bald andere körperliche Dinge, so in der geistigen Welt bald unser eigenes Seelisches, bald fremde seelische Gehalte. Die Trennung von mir selbst, meinem Seelischen und den sonst existierenden geistigen Gehalten ist nicht weniger vorhanden als zwischen mir, meinem Körper und der übrigen körperlichen Welt, wenn sie auch vielleicht weniger deutlich und für uns schwerer zu erkennen ist. Wir werden in eine geistige Welt hineingeboren, eine Welt geistiger Gehalte. Diese gehören der engeren und weiteren Umgebung an: Gedanken und Gefühlsrichtungen der Familie, des sozialen Kreises, Landes usw. Wir übernehmen sie fertig, sie bewußt oder unbewußt auffassend. Aus ihnen bilden wir durch Umschaffung unser eigentliches Seelisches, d. h. uns selber als seelische Existenzen. Manche von diesen unseren geistigen Gehalten vergehen und lösen sich auf schon während unseres Lebens, andere

sterben etwa mit uns, andere überleben uns, bleiben erhalten. Denn das Ich darf nicht unseren geistigen Gehalten gleichgesetzt werden. Diese dem Ich gegenüberstehenden, vom Ich verschiedenen Welten des Körperlichen und Geistigen fassen wir als das Ichfremde (Objektive) zusammen. Durch Wahrnehmung und Beachtung nun eines Ichfremden (Körperlichen oder Geistigen) wird das Ichfremde als Inhalt des Denkens, als Gedachtes in das Geistige aufgenommen, das ist ein Vorgang, den wir als geistige Aneignung bezeichnen werden. Das körperliche Ding erhält also, wenn es gedacht wird, in seiner Vorstellung ein geistiges Gegenstück. Es gibt nun drei Möglichkeiten der geistigen Aneignung.

1. Ein Gegenstand wird gleichsam zerstückelt, d. h. nur für ein oder mehrere Teile oder Momente von ihm wird ein geistiges Gegenstück in der Vorstellung gebildet. Das ist die Tatsache, daß das einheitliche körperliche Ding nicht als eine Einheit erlebt wird, daß ihm auf der seelischen Seite nicht eine einheitliche Vorstellung von seiner Körperlichkeit entspricht, sondern, daß eine Mehrzahl von Vorstellungen aus ihm geschöpft werden.
2. Den Gehalt einer Vorstellung bildet nicht ein einzelner Gegenstand, sondern erst eine große Anzahl von Gegenständen schließen sich in einer einzigen Vorstellung zusammen. Die Vorstellung übergreift eine Vielheit von Gegenständen.
3. Die dritte Form ist die der Ersetzung. Der Gegenstand wird nicht selber, als solcher, in den Vorstellungskreis aufgenommen, er weckt vielmehr die Vorstellung von etwas ganz anderem, er bedeutet etwas ganz anderes.

Im Erleben des primitiven und primitiveren Menschen zeigen nun Ich, Welt der Gegenstände und Welt der geistigen Gehalte Beziehungen, die völlig verschieden sind von den unsrigen.

1. Der Unterschied zwischen Vorstellung und Wirklichkeit ist noch nicht scharf ausgeprägt. Es wird zum Beispiel berichtet, daß ein Primitiver für ein im Traume erlittenes Unrecht Rache übte. Den gleichen Grund hat es, wenn der Primitive glaubt, daß er mit den Verstorbenen in intensiver Wechselwirkung stehe. Die Vorstellung, die man sich von dem Verstorbenen macht, bleibt über seinen Tod hinaus erhalten, er weilt als Erinnerter noch unter seinen Angehörigen und die vielen Totengebräuche bewirken, daß seiner Erinnerung alles Beunruhigende und Unheimliche genommen wird.
2. Einige Vorstellungen sind abgegrenzter und eigenbeständiger als bei uns. Solche verselbständigten Vorstellungen sind die mythischen Gestalten der Dämonen, die die Welt bevölkern. Sie sind personifizierte Hasse, Wünsche, Fürchte, von denen der Mensch wie von fremden Gewalten abhängig ist, die in Naturerscheinungen projiziert, in Gestirnen, Wasser, Feuer, Wind ihr gemäßes Symbol fanden und als Naturgeister eine uns rätselhafte Eigenexistenz zu führen scheinen.
3. Wir finden häufiger als bei uns Vorstellungen, deren Gehalt nicht jeweils ein einziger Gegenstand, sondern mehrere Gegenstände oder Teile von mehreren Gegenständen bilden. Demgemäß sind Gottheiten, die sowohl Verkörperungen etwa der Sonne als auch gleichzeitig etwa des Mondes darstellen, die also gleichzeitig Sonnen- und Mondcharakter tragen, nichts Seltenes.
4. Häufig wird nicht ein Gegenstand selber, als solcher, in das Bewußtsein aufgenommen, sondern er tritt in den Kreis von Vorstellungen ein, umgeben mit einem Nimbus von Bedeutungen, die in seiner reinen Dinglichkeit nicht liegen, und die man gemeinhin nicht in ihm zu vermuten geneigt ist. Im Glauben an Amulette, Fetische, Reliquien tragen oft unscheinbare Dinge Bedeutungen,

die wir in ihren unmittelbar dinglichen Eigenschaften nicht erwarten würden. Solche Dinge sind mitunter magischer Verwandlung fähig. Das erklärt sich auf die folgende Weise. Wenn unter irgendwelchen wirksamen Einflüssen die Bedeutung eines Dinges eine andere wird, erscheint es dem Primitiven, da die eigentlichen gleichbleibenden dinglichen Eigenschaften ihm belanglos sind, als ein anderes.

5. Aus einem einzigen Gegenstande werden mehrere selbständige Vorstellungen geschöpft. Der Mond z. B. wird nicht in einer einzelnen Mondgottheit verkörpert gedacht, sondern ist gleichsam auf eine Anzahl mondhafte Züge tragende Gestalten verteilt.

In unserem Bewußtsein sind es vornehmlich die Dingvorstellungen, die wohlausgeprägte, geschlossene Einheiten bilden. Im Bewußtsein des Primitiven finden wir ganz anders geartete Einheiten, ganz anders geartete Dingabgrenzungen; alle Vorstellungen, die für ihn untereinander einen gleichen Gefühlston, eine verwandte Klangfarbe haben, schließen sich zu einer Einheit zusammen. Es werden z. B. gelegentlich bestimmte Himmelsrichtungen, Farben, Völkerstämme usw. als zu einer Klasse, andere Farben, Völkerstämme usw. als zu einer anderen Klasse gehörig betrachtet. Verschiedenartigste Gegenstände bilden also eine Klasseneinheit, weil – wir vermögen das nicht im Einzelnen nachzuempfinden – die Vorstellungen, die sich der Primitive von diesen Dingen macht, einen verwandten Gefühlston, eine gleiche Klangfarbe besitzen. Man ist über solche merkwürdigen Klassifizierungen, die der Primitive vornimmt, häufig sehr erstaunt gewesen und hat sich auf verschiedene Weise bemüht, eine Deutung zu finden. Wir glauben, daß sich das Problem aus der eben charakterisierten Auffassungsweise des Primitiven erklären läßt. Die Einheiten im Bewußtsein des Primitiven sind eben nicht die Dingvorstellungen, sondern Klangfarbeneinheiten, Gefühlstoneinheiten, die viele Dingvorstellungsgehalte übergreifen (oder auch zerteilen). Für uns ist es außerordentlich schwer, den Zugang des Verständnisses in die primitive Erlebniswelt zu finden, in der die Dinge völlig anders gegeneinander abgegrenzt werden als wie in unserer Auffassung.

Weiter ist für den primitiven Menschen das weniger als bei uns begrenzte Ichgefühl und Ichbewußtsein charakteristisch, wie sich in dem Zurücktreten oder in der verhältnismäßigen Unausgeprägtheit des Gebrauches ichbezüglicher Redewendungen in primitiven Sprachen erweist. Das Ichgefühl erscheint von uns aus gesehen ungeheuer erweitert. Haare, Nägel, Abscheidungen bilden für den Primitiven, auch wenn sie von ihm getrennt sind, noch seinen Leib. Schatten und Bild gehören mit ihm zusammen, selbst Kleider und sonstiger Besitz können von seinem Ichgefühl noch mit umfaßt sein und wer einen solchen Teil (Haare, Nägel usw.) von einem Anderen in Besitz hat, vermag über die zugehörige Person einen Einfluß auszuüben. Der Primitive bewegt sich in einer uns nicht mehr zugänglichen Welt anderer Ichabgrenzung.

Die Unausgeprägtheit des Ichbewußtseins äußert sich im Sozialen in dem verhältnismäßig geringen Hervortreten des Individuums aus der Gemeinschaft. Das Individuum lebt mehr in der Gemeinschaft als in sich selbst. In dem Brauche der Blutrache hat der Antrieb zur Rache eines Gliedes einer Familie für jede Verletzung oder Beleidigung irgend eines anderen Gliedes derselben Familie in Folgendem seinen Grund: Das Individuum erlebt die Verletzung oder Beleidigung als gegen sich selbst gerichtet, als eigene. In diesem Zusammenhange wird auch die verhältnismäßige Gleichgültigkeit Primitiver dem Tode gegenüber verständlich. Wer sein Ich zur Gemeinschaft erweitert hat, in der er lebt, der ist über aller Zeit; denn die Gemeinschaft stirbt nicht; der Mensch ist also umso „sterblicher" je individueller er ist.

Am Schlusse dieses Abschnittes sei noch die Bedeutung magischer Handlungen (Kulte, Zeremonien, Riten, wie sie sich aus dem Zusammenhange mit dem eben Dargelegten ergibt, kurz erörtert. Alle diese für das Leben des Primitiven so bedeutungsvollen Handlungen sind durchaus sinnvoll und seinen Bedürfnissen gemäß und nicht Irrtum oder Betrügerei. Wenn, um ein Beispiel zu bringen, „eine Sonnenfinsternis durch Aufführung wilder Lärmszenen gebannt werden soll", so ist der Sinn solchen Unternehmens nicht eigentlich eine tatsächliche Abwehr der Vorgänge am Himmel, so sehr wir von unseren Erfahrungen her geneigt sind, solches Ziel als selbstverständlich vorauszusetzen und in die Handlungen hineinzudeuten, vielmehr entledigt sich der Primitive in den Abwehrhandlungen instinktiv lähmender, hemmender Vorstellungen, die ihn beeinträchtigen.

Im Brauche des sogenannten Fernzaubers, durch den eine entfernte Person beeinflußt, d. h. eigentlich durch den unerträgliche Beziehungen zu einer Person geändert werden sollen, wird das Gefühl der Abneigung als Handlungen hinderndes Moment ausgeschaltet. Das Hemmende einer Vorstellung wird in seinem eine notwendige Tat hindernden Einflusse überwunden oder doch eingeschränkt. Es wird, wenn auch nicht die entfernte Person beeinflußt, doch die unerträgliche gefühlsmäßige Beziehung zu ihr geändert.

Der Primitive vollzieht also vielfach die Überwindung von Hemmungen instinktiv von sich, von der geistigen Seite aus, während der zivilisierte Mensch sich bemüht, die Änderungen, die ihm nötig dünken, mit gegenständlichen, dinglichen Mitteln zu erreichen. Die magischen Handlungen sind die sichtbaren Äußerungen von Entspannungen, Beschwichtigungen, Umstellungen. Da die Leiden letzten Endes nicht nur im Körperlichen, Gegenständlichen, Dinglichen ihre Ursache haben, sondern auch in der geistigen Einstellung zur Welt, werden die Leiden und Spannungen wirklich von der geistigen Seite her gelindert und gelöst. Wenn man den zivilisierten Menschen, der den Nötigungen der Welt vorwiegend mit gegenständlich wirkenden Mitteln entspricht, also technisch handelt, als **technisch handelnden Menschen (homo faber)** bezeichnet, kann man ihm den primitiven Menschen, der den Nötigungen vielfach von der geistigen Seite von sich aus entgegenwirkt, als **magisch handelnden (homo divinans)** gegenüberstellen.

Literatur:

A. VIERKANDT: „Die Anfänge der Religion". „Globus" Band 92, 1907.

L. LÉVY BRUHL: „La mentalité primitive". Paris 1922.

K. TH. PREUSS: „Die geistige Kultur der Naturvölker". 1914.

W. HAAS: „Die psychische Dingwelt". Leipzig 1921.

TH.-W. DANZEL: „Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte von Kultur und Gesellschaft, Prinzipien und Methoden der Entwicklungspsychologie". (Abderhaldens Handbuch der biologischen Methoden. Lieferung 46.)

TH.-W. DANZEL: „Die psychologische Bedeutung magischer Handlungen". (Psychologische Forschung. 1922).

TH.-W. DANZEL: „Die psychologischen Grundlagen der Mythologie". (Archiv für Religionswissenschaft. 1923).

TH.-W. DANZEL: „Die Anfänge der Schrift". Leipzig 1912.

6. Anwendung des völkerpsychologischen Gesetzes vom subjektiv-objektiven Parallelismus zur Deutung von Mythen und Bräuchen im alten Mexiko.

Im Folgenden geben wir im Anschluß an die völkerpsychologischen Erörterungen für diejenigen, die nicht den Text des ersten Bandes unseres Mexikowerkes lasen, eine Zusammenfassung einiger Ergebnisse unserer dortigen Untersuchungen über die Grundlagen der geistigen Kultur der alten Mexikaner. Nach der altmexikanischen Tradition war der Feuergott Xiuhtecutli schon vor der Sonne und dem Morgenstern in der Welt, ebenso wie das nachts brennende Feuer schon vor dem Sonnenaufgange da ist. Xiuhtecutli hat weiter seinen Platz in dem Nabel (Zentrum) der Erde, ebenso wie die Herdstelle sich in der Mitte des Hauses befindet. Das Götterpaar Ometecutli und Omeciuatl steht als Erzeuger am Anfange der Welt, ebenso wie die Eltern am Anfange der Familie und des Geschlechtes. Im Westen Ciuatlampa befindet sich ein Loch in der Erde, aus dem die Geschlechter der Menschen einst hervorgekommen sind, ebenso wie das Kind aus dem Leibe der Mutter. In dem Weltalter der „Wassersonne" haben, so wird in der altmexikanischen Tradition weiter berichtet, einst Riesen gelebt, ebenso wie es für das Kind in früher Zeit es an Körpergröße weit überragende Menschen gibt. Der Ort des Herdfeuers, die Priorität des Feuers in Bezug auf die Sonne, die Bedeutung des Elternpaares, des Geburtsaktes, das infantile Größendifferenzerlebnis werden in der mythischen Anschauung in das Kosmische projiziert. Es läßt sich überhaupt ganz allgemein als völkerpsychologisches Gesetz formulieren: **„Auf früher Kulturstufe werden subjektive Verhältnisse auf objektive übertragen".** Wollen wir einen Mythos oder Einrichtungen und Bräuche, die in ihren Ursprüngen auf mythologisch-konzipierende Stufen zurückgehen, erschöpfend deuten, so müssen wir den objektiven und **gleichermaßen** den subjektiven Gehalt herauszufinden suchen. Dieser gewonnene Gesichtspunkt (vgl. auch unsere oben genannte Abhandlung: „Prinzipien und Methoden der Entwicklungspsychologie) soll an einigen Beispielen aus der mexikanischen Kultur seine Brauchbarkeit erweisen.

1. Bei dem dem Gotte Xipe geweihten Feste wurde dem zum Opfer bestimmten Gefangenen die Haut abgestreift und diese nachher von einem Sakrifikanten übergezogen. Das Fest, dem dieser seltsame Brauch angehörte, fiel in das Frühjahr, wenn die Erde mit dem wieder beginnenden Regen eine neue Oberfläche bekommt. Ein ähnlicher Brauch wurde bei dem Feste der Göttin Tlazolteotl, das ebenfalls ein Frühlingsfest war, ausgeführt. EDUARD SELER hat mit Recht das Abstreifen und Überziehen der Haut als eine Symbolisierung gedeutet, durch welche die Erneuerung der Erde durch die Vegetation zum Ausdruck kam. Damit ist die objektive Seite des Brauches bezeichnet. Aber die Ausführung solcher Opfer würde uns gänzlich unverständlich bleiben, wenn wir nicht das **Motiv** ihrer Vornahme, die beschwichtigende oder erhebende Wirkung, die sie erregt, also die **subjektive** Seite zu bezeichnen möchten. Hier leiten bei uns gebräuchliche Redewendungen zu einem Verständnisse des Brauches. FROBENIUS sagt einmal („Paideuma" S. 47.): „Sitten und Gebräuche sind bei ihnen (den Primitiven) gewissermaßen Ausdrucksformen dessen, was bei uns die Sprache, das Denken, das Bewußtsein wiedergeben". So möchten wir vermuten, daß der Brauch des Menschenschindens eine **Mit**bedeutung gehabt habe, die **bei uns** nur in einer Redewendung „den alten Adam ausziehen" und „eine neue Haut bekommen" zu Geltung kommt. Was bei uns nur ein flüchtig gebrauchtes Gleichnis ist, wird den Mexikanern **ursprünglich** in intensivstem Miterleben der Opferhandlung durch Suggestion

ein wirkliches Gefühl der Regeneration und Erneuerung vermittelt haben. Erst wenn wir diese **Mitbedeutung** für das Menschenschinden gelten lassen, wird uns der Sinn seiner Ausführung, der Grund seiner Vornahme verständlich.

2. Die Tempel, in denen die heiligen Handlungen zu Ehren der Götter vorgenommen wurden, und auf denen nachts Holzstöße flammten, für die die (im Telpochcalli genannten Gebäude wohnenden) jungen, unverheirateten Krieger das Brennholz zu beschaffen hatten, waren in Mexiko vielfach Abbild kosmischer Erscheinungen und Vorgänge. Die Zeremonie eines den Gott Tezcatlipoca darstellenden Opfers, das ungeleitet langsam die Stufen einer Tempelpyramide emporstieg, war kosmisch gemeint und ein Abbild des langsamen Aufsteigens der Sonne am Firmamente. Wir erinnern uns dabei, daß auch im alten Orient die Stufen im Allerheiligsten des Tempels (papahu) in analoger Weise Abbild der kosmischen Stiege zum Himmel waren, und daß in Lagasch (Zeit Gudeas um 2600) eine Stufenpyramide „Tempel der 7 Zonen" (nämlich der 7 kosmischen Sphären) hieß.

   Außer der kosmischen Bedeutung der Stufen haben wir nun noch eine psychologische, subjektive Mitbedeutung zu vermuten, welche uns überhaupt erst Sinn und Grund der Errichtung solcher Bauwerke verständlich macht. Am deutlichsten ist der Zusammenhang zwischen kosmischen und psychologischen Stufen in der auf altorientalische Auffassungen letzten Endes zurückgehenden alchemistischen Theorie der „Rotationen". Zur Erreichung der „Vollkommenheit des Steines" (der Weisen), d. h. zur Erreichung der Unio Mystica (Erhebung zum Göttlichen in der Ekstase) ist die Absolvierung von „Rotationen" (Stufen) erforderlich, bei denen die Seele die Sphären aller 7 Planeten durchlaufen muß. Das ist jenen neuplatonisch-gnostischen Vorstellungen verwandt, nach denen die Seele auf dem Wege nach ihrem himmlischen Erlösungsziele alle Planetensphären und den Tierkreis als Entwickelungsstufen passiert. In den beiden letzten Beispielen tritt also der psychologische, subjektive Sinn der Stufen in den Vordergrund. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir eine analoge psychologisch-subjektive **Mitbedeutung** ursprünglich auch für die mexikanischen Tempelpyramiden annehmen; dadurch erscheint uns die Errichtung und Benutzung der sonst kosmisch zu deutenden Tempelpyramiden erst eigentlich sinnvoll und wirklich begründet (gleichsam als „Berge der Läuterung" im Sinne Dantes).

3. In der altmexikanischen Bilderhandschrift befindet sich auf dem 17. Blatte des Codex Borgia eine merkwürdige Darstellung: Die Figur des Gottes Tezcatlipoca, auf deren Körperteile kalendarische Symbole verteilt sind. Uns scheint dieses Bild einen Hinweis zu enthalten, wie überhaupt die Entstehung des Kalenders völkerpsychologisch zu erklären ist. Wir wissen nämlich aus anderen mexikanischen Quellen, daß bestimmte Körperteile als von bestimmten dämonischen Mächten beherrscht gedacht wurden: Leber vom Krokodil, rechter Arm vom Adler, Penis von der Schlange, linker Arm vom Affen usw. Es ist auch bekannt (s. BASTIAN „Die heilige Sage der Polynesier"), daß in Neuseeland ehemals bei den Maori der menschliche Körper des Tiki, „der als das ideale Urbild des Menschen zu betrachten ist" (BASTIAN) unter dem besonderen Schutze Rongo's, als Hüter der linken Seite, sowie Rehua's und Tu's als Hüter der rechten Seite stand. Über den Kopf aber wachte der Gott Rauru, über die Stirn Tonga, über die Augen Tonga-meha, über den Mund Purakau, über die Lungen Rongo-mai, über die Brust Moko-titi, über die Leber Tupari usw. Etwas Verwandtes liegt auch in den Lehren der Kabbala vor. Dort finden wir in den Büchern schematische Darstellungen des metaphysischen „Urmenschen" (Adam Kadmoni), auf dessen Gliedmaßen die zehn Sephirot verteilt sind. Die Sephirot sind kosmische Wesenheiten, Emanationen des Unendlichen, die ihrerseits wieder

Wirkungen auszuüben vermögen. Wie sind nun diese seltsamen, auf so weit voneinander entfernten Gebieten vorgefundenen Anschauungen von dem Zusammenhange zwischen Körperteilen und Dämonen, Anschauungen, die wir als die der „magischen Anatomie" bezeichnen möchten, völkerpsychologisch zu deuten?

Nach Untersuchungen u. a. von L. STAUDENMAIER („Magie als experimentelle Naturwissenschaft") ist es erwiesen, daß es in der Seele besondere Veranlagungen zur Bildung halluzinatorischer Gestalten („phantastischer Dissoziationen") gibt, und daß bestimmte phantastische Dissoziationen mit bestimmten Regionen des Leibes und Organen u. a. Eingeweideempfindungen (viszeralen Empfindungen) in Beziehung sind. Wir vermuten nun, daß in der Verknüpfung von dämonischen Vorstellungen mit Gliedmaßen und Körperteilen in den mythischen Traditionen primitiver Völker solche Beziehungen von leiblichen Regionen zu bestimmten phantastischen Dissoziationen zum Ausdrucke kommen. Mit anderen Worten: Was wir als Parallelismus oder Zusammenhang von physischem, leiblichem Reize und bestimmten Vorstellungen (phantastischen Dissoziationen) betrachten, das erscheint dem primitiven Menschen als ein Zusammenhang von Körperteilen und Dämonen.

Diese Dämonen spielen nun im magischen Kalender als maßgebende Faktoren für bestimmte Zeiträume oder Wirksamkeiten eine Rolle.

Es kommt noch ein Zweites hinzu: Es ist bekannt, daß die weiblichen Menses und die Mondphasen sich in gleichen Zwischenräumen wiederholen, und noch heute gelegentlich bei uns im Volksglauben als identisch gelten. FLIESS, SWOBODA u. A. haben das Wesen weiterer Perioden im Ablaufe des menschlichen Lebens ergründet, Lebensrhythmen, periodische Vitalitätsschwankungen festgestellt.

Wir vermuten nun, daß solche subjektiven Perioden und Vitalitätsrhythmen für die Entstehung des Kalenders mitbestimmend gewesen sind, daß an ihnen erst die Aufmerksamkeit wach wurde zur Beachtung der objektiven, nämlich astronomischen Gesetzlichkeiten, daß die astronomisch-kosmische Periodik erst als symbolischer Ausdruck subjektiver Perioden und Rhythmen ins Bewußtsein trat. (Der 260tägigen Periode des Tonal-amatl, die im mexikanischen Kalender eine besondere Rolle spielt, hat vielleicht außer astronomischen Zeiträumen auch die Dauer der Schwangerschaft zu Grunde gelegen.)

In Altägypten, China, Babylon, Mexiko, im europäischen Mittelalter, in Indonesien usw. galt der Kalender in hervorragendem Maße als Schicksalsbuch, d. h. als Tafel, die die Bestimmung der für ein Unternehmen günstigen Tage ermöglicht. Das ist wohl die **ursprüngliche Funktion des Kalenders.** Solche Bedeutung wird uns in dem zu Grunde liegenden Motive aber erst verständlich, wenn wir annehmen, daß die subjektiven Perioden in (sich als adäquat darbietende) astronomische projiziert wurden, daß also als **objektiv** ungünstig bzw. günstig bezeichnete Zeiten ursprünglich die Mitbedeutung **subjektiv** ungünstiger bzw. günstiger Zeiten hatten. Nur wenn wir solche Auffassung dem Kalender für seine Entstehung zu Grunde legen, kann uns seine ursprüngliche magische Anwendung sinnvoll und begründet erscheinen. Später ist dann die subjektive Mitbedeutung des Kalenders zugunsten der astronomischen mehr und mehr zurückgetreten.

Für unsere Annahme spricht auch die Art der Kalendersymbole. Die Kalendersymbole, die für einen bestimmten Zeitabschnitt als maßgebend angesehen wurden, sind Zeichen für dämonische Gewalten, die auch wieder als die beherrschenden Faktoren von Organen und Körperteilen gelten, also ursprünglich subjektive Mitbedeutung haben.

4. Von dem Gotte und Heros Quetzalcouatl berichtet die mexikanische Tradition, daß er im Selbstopfer sich verbrannte, und sein Herz sich in den Morgenstern verwandelte, daß er aber mit Bestimmtheit zurückkehren werde, um die Herrschaft in seinem Reiche wieder zu übernehmen. In naturmythologischer (objektiver) Deutung bezeichnet SELER diesen Gott als den Mond, der, wenn er bei seinem Laufe als abnehmender im Osten in dem Lichte der aufgehenden Sonne angelangt ist und verlischt, sich gleichsam verbrennt, stirbt und sich in den Morgenstern verwandelt, der zur gleichen Zeit aufgeht. Für einige Sagen vom Selbstopfer und der folgenden Auferstehung ist es nun von psychologischer Seite in der Tat wahrscheinlich gemacht, daß in ihnen neben der leicht zu vermutenden naturmythologischen Bedeutung des Unterganges und Aufganges von Gestirnen der **psychische** Vorgang der Introversion und der daraus resultierenden Wiedergeburt mitgemeint ist. Mit Introversion wird dabei jene entsagungsvolle Abkehr von der Außenwelt, jenes büßerische Sich-versenken in die geistige Innenwelt bezeichnet, das, indem dem „Stirb" das „Werde" folgt, eine Erneuerung, Erkraftung, Regeneration, seelische Wiedergeburt erwirkt. Daß auch die Quetzalcouatl-Sage außer dem von SELER gedeuteten naturmythologischen, objektiven Sinne noch den psychologischen, subjektiven Sinn von der Introversion und Wiedergeburt mitumfaßt habe, darauf deutet schon, daß Quetzalcouatl als der Büßer schlechthin galt.
5. Mit den Weltregionen, wir denken zunächst an neuseeländische, mythologische Anschauungen, wie sie BASTIAN in seinem geistvollen Buche über die „heilige Sage der Polynesier" mitteilt, sind nicht nur objektive, kosmographische Bereiche gemeint, sondern gleichzeitig **psychologische** Unterscheidungen mitenthalten. Die kosmographischen Schichten fallen mit den Bewußtseinsschichten: Wachbewußtsein, subliminales (Unter-)Bewußtsein, intuitiv gesteigertes (Über-) Bewußtsein zusammen. Das Wachbewußtsein entspricht der irdischen, das subliminale Bewußtsein unterirdischen, das intuitiv gesteigerte Bewußtsein himmlischen Regionen. Noch in der Bezeichnung der Hölle als dem Orte der von animalischen, instinktiven, unterbewußten Trieben Beherrschten, deren Verhalten also einen sträflichen Rückschritt bedeutet, fällt Psychologisches (nämlich das „Böse") mit Kosmographischem (nämlich der unterirdischen Region) zusammen. In Analogie zu diesen Anschauungen möchten wir annehmen, daß auch die mexikanischen Weltregionen ursprünglich einmal außer ihrer kosmographischen Bedeutung einen psychologischen **Mitsinn** enthalten haben. So sehr diese Mitbedeutung verwischt sein mag, sie wird durch jene allgemeine Gesetzlichkeit des subjektiv-objektiven Parallelismus, die primitives Geistesleben auszeichnet, ohne weiteres zur Wahrscheinlichkeit.
6. Wie Bure's Söhne (Odin, Wile und We) in altnordischer Mythologie aus dem Leibe des Riesen Ymir, so bildeten die Götter Calcouatl und Tezcatlipoca aus der an allen Gelenken beißende Mäuler tragenden Göttin Atlatentli die Welt, indem sie aus den Haaren der Göttin Bäume, aus dem Munde die Flüsse und Höhlen, aus Nase und Schultern Tal und Berge erschufen. Die solchen Mythen zugrunde liegende Auffassung ist eine Abspiegelung jenes Bewußtseinsvorganges, gemäß welchem kosmische Vorgänge und Phänomene zu Symbolen von subjektiven Zuständen und Verhältnissen werden. Die Welt wird dem Primitiven als Analogie zum Ich bewußt; die Welt ersteht als Inhalt des Bewußtseins aus den ihr analogen subjektiven Momenten. Es ist der sinngemäße Ausdruck dafür, wenn es im Mythos heißt, die Welt wird aus subjektiven, nämlich leiblichen Teilen erschaffen, da im Bewußtsein das Objektive, Kosmographische sich tatsächlich in Analogie zum Subjektiven, als Symbol des Subjektiven ausformt.

7. Die Bedeutung jenes eigentümlichen, ehemals über ganz Mittelamerika verbreiteten und auch bei den Ureinwohnern der Antillen üblichen sakralen Ballspieles ist in **objektiver** Hinsicht nach SELER der Gang der Sonne, die einmal aus der Nacht oder der Erde zum Himmel emporsteigt, das andere Mal vom Himmel in die Nacht oder die Erde hinabgetrieben wird. Gelegentlich werden im Ballspiele aber auch Monderscheinungen zur Darstellung gebracht worden sein. Der Mond verliert, wenn er dem Morgen, der Sonne sich nähert, er gewinnt, wenn er am westlichen Himmel sich immer mehr rundet bis zum Vollmonde. In subjektiver Hinsicht ist das Fliegen des Balles, der einen steinernen Ring ~ das war der Haupttreffer ~ passieren mußte, zum Geschlechtsakte in Beziehung. Darauf deutet schon der Ausruf, den die Zuschauer dem glücklichen Werfer zuteil werden ließen: „Er ist ein großer Ehebrecher". Danach dürfen wir wohl annehmen, daß der seltsame Brauch des Ballspieles ursprünglich die Bedeutung einer Art Fruchtbarkeitsritus gehabt hat.

7. Sprachliches.

Einige charakteristische sprachliche Einzelheiten, die wir zumeist dem großen zweibändigen Werke WALTER LEHMANNS über die Sprachen Zentralamerikas entnehmen, seien hier mitgeteilt. Sie geben Zeugnis von der Anschauungsnähe und Bildhaftigkeit des Ausdruckes in indianischen Sprachen.

1. Unbekanntes wird mit Bekanntem verglichen.

Im südlichen Mittelamerika wird das Wort für Tapir, im nördlichen Mittelamerika das Wort für Hirsch als Bezeichnung für das in Amerika ursprünglich unbekannte Pferd gebraucht. (In ähnlichem Vergleiche wird in der Cuna-Sprache der Panther „gefleckter Hund" genannt.

2. Geistiges wird durch Leibliches bezeichnet.

Im Mexikanischen heißt der Sünder „Dreckesser", mit welchem Worte auf das verunreinigende, entwürdigende Vergehen bildhaft hingewiesen ist. Eine ähnliche Konkretheit äußert sich in dem Ausdrucke für „froh" in der Bribri-Sprache Costa-Ricas, welcher „Leber ist gut" lautet.

3. Astronomische Verhältnisse werden mit menschlichen verglichen.

In der Bribri-Sprache Costa-Ricas (ähnliches finden wir auch im Mexikanischen) lautet die Bezeichnung für Osten: „Sonne kommt vom Hause", für Westen: „Sonne geht ins Haus". ~ In der Mangue-Sprache ist das Wort für Gaumen dem Worte für Himmelsdach gleich. Diese Wortübereinstimmung findet sich übrigens auch in ganz derselben Weise in europäischen Sprachen, ist also ein interessanter Beweis dafür, in wie hohem Grade Auffassung und Ausdruck der verschiedensten Völker einander gleichen.

4. Gleichnishafte Bezeichnungen.

In der Xinca-Sprache Guatemalas heißt der Daumen: „Mutter der Hand", im Mexikanischen ~ das deutet auf vaterrechtliche Verhältnisse ~ „Fingerherr". ~ Die Bezeichnung für zwanzig in der Cuna-Sprache lautet „ein Mann" denn 20 ist die Zahl eines an den Fingern der Hände und den Zehen der Füße abgezählten Menschen. Es scheint sich zu erweisen, daß es in Amerika vorwiegend wohl die ursprünglich in kalten Gegenden hausenden Völker sind (welche also ihre Füße zu verhüllen trachten), die das dekadische Zahlensystem haben, während die aus wärmeren Landstrichen stammenden Völker dagegen zu vigesimaler Zählung neigen.

5. Ähnliches hat ähnliche Bezeichnung.

Von großem Interesse ist es, daß die Worte für Affe (muysco) und Mensch (muysca) in der Chibcha-Sprache (wie in der Bribri- und Cuna-Sprache) verwandt sind und nur durch Ablaut unterschieden werden. ~ Ebenso ist in der Mangue-Sprache wie im Mexikanischen die Bezeichnung für das männliche Glied und für Vogel gleichlautend. Wir erwähnen in diesem Zusammenhange, daß im Mexikanischen die Ausdrücke für „Blitz" und „schneiden" in sinngemäßer Weise verwandt sind.

6. Abstraktes wird durch Konkretes ausgedrückt.

Das Wort für „haben" hängt in der Guatuso-Sprache mit dem Worte für „ernten" zusammen.

Ganz allgemein von Wichtigkeit ist es, daß in den meisten indianischen Sprachen (z. B. im Rama) die Neigung hervortritt, keine abhängigen Sätze zu bilden, die sich einem anderen Satzteile grammatisch unterordnen. Es wird z. B. gesagt statt: „Warte, bis ich kommen werde"; „Warte, es ist bis, ich werde kommen"; und statt: „Während ich in den Wald gehe, wirst du kochen"; „Ich in den Wald gehe, inzwischen, du wirst kochen".

Einige indianische Sprachen lassen bereits die Neigung zur Bildung allgemeiner abstrakter Begriffe erkennen. Während noch in der Subtiaba-Sprache das Wort für „Haus" durch den Einfluß der dritten Person **selbst** abgeändert wird, verändert das Mexikanische nicht den Wortstamm selbst, sondern fügt bereits an das Wort in diesem Falle ein besonderes Element an. Also die primitiven Sprachen verändern den Wortstamm, die höher entwickelten bedienen sich statt dessen zu gleichen Bezeichnungen gewisser Wort-Teile, die dem unverändert bleibenden Worte angefügt werden.

8. Mexikanische Kunst.

Wir finden im mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturkreise Plastiken in primitiv andeutender Darstellungsweise, bei denen die Erhebungen der Figuren roh in den Ton eingekniffen sind, wir finden andererseits Figuren in durchgebildeteren, konventionell-stilisierten Formen, endlich finden wir auch Werke, in denen eine naturgetreue charakterisierende Wiedergabe angestrebt ist. Bei den primitiv andeutenden Figuren ist der Phantasie des Beschauers viel überlassen; beim Erkennen solcher Werke vollzieht sich gleichsam die Ausgestaltung des Werkes erst in der Phantasie und Einbildung des Betrachters. Mit zunehmender Naturtreue der Darstellung wird der Einbildungskraft immer weniger zugemutet, wird die Ausgestaltung immer mehr in das Material des Steines und Tones verlegt. Immer bleibt jedoch eine große Distanz zwischen Natur und Werk, denn die mexikanische ist wie jede große Plastik in sich geometrischen, kubischen Gestalten annähernden Formen gehalten. Das hat einmal einen äußeren Grund; die Figuren ~ wir denken zunächst an solche aus Stein ~

mußten der Architektur und dem Raume, in dem sie Aufstellung fanden, angepaßt sein. Dann hat es aber auch – aus äußeren Bedingtheiten sind kulturelle Werke nie restlos zu verstehen – einen psychologischen Grund. In solchen Darstellungen werden Gestalten geschaffen, die jenseits der Natürlichkeit sind und den Betrachter zur beschwichtigenden Ruhe einer fast mathematischen Gesetzlichkeit erheben.

Betrachtet man die Werke der bilderschriftlichen und plastischen Kunst Altmexiko's als Ganzes, dann ist man überwältigt von dem uns kaum ermeßbaren Gestaltenreichtum. Wir sind gewohnt, unsere Kunstwerke nach dem Formwert einzuschätzen und verpönen es, wenn eine symbolische Bedeutung, die nicht in der reinen Erscheinung sich ausspricht, in einem Werke enthalten ist. Unsere Formkraft (wir sehen hier von der mittelalterlichen Kunst und einigen neueren sogenannten expressionistischen Werken ab) ist nicht stark genug, große, umspannende Gehalte künstlerisch zu bewältigen. Wurde der Versuch dazu gemacht, so endete alles in faden Allegorien oder in einer banalen Genremanier. Aller Inhalt ging in das Geschriebene ein und das Bildwerk wurde inhaltarm. In der mexikanischen Kunst dagegen finden wir umfassende religiöse Gehalte, die in der strengen Form eines Stiles Gestalt gewonnen haben. Ihre Werke sind gehaltreich und bedeutungsgesättigt wie Geschriebenes, aber doch ist aller Inhalt völlig Form geworden und zu vollendeter Geschlossenheit gebracht.

Es ist durchaus richtig, wenn man sagt, die mexikanische Kunst sei „ornamental". Indessen diese Charakterisierung entwertet sie keineswegs, denn ihre Werke sind nicht Ornamente in dem Sinne von entbehrlichen Ausfüllseln und sinnlosen Lückenbüßern in unvermeidbaren Räumen. Auch von dem „ornamentalen Beiwerke" der Plastiken und Bilder, das keine entbehrliche Zutat ist, sondern sich als reiche Gliederung der Geschlossenheit der Form einfügt, gilt, daß sie kein sinnloses ornamentales Anhängsel sind. Vielmehr hatten sie eine allen vertraute, kennzeichnende Bedeutung.

Nur der Betrachter wird der mexikanischen Kunst ganz gerecht werden können, der sie nicht nur ästhetisch nimmt, sondern der sich über alle ästhetische Kunstbetrachtung hinaus den Sinn für die großen Bedeutungen einer weltentiefen Symbolik bewahrte.

9. Bildererläuterungen.

Von den Plastiken, deren Abbildungen die folgenden Tafeln bringen, gehören, wie jeweils besonders bemerkt werden wird, eine Anzahl nicht dem im **engeren** Sinne mexikanischen, d. h. aztekischen Kulturgebiet, sondern dem tzapotekischen und totonakischen an.

Die Tzapoteken waren ein altes Kulturvolk im Süden des Staates Oaxaca der heutigen Republik Mexiko, das in mancher Hinsicht eine gewisse Mittelstellung zwischen der aztekischen Kultur und der Kultur der Maya von Yucatan inne hatte.

Die Totonaken, ebenfalls ein Volk besonderer Sprache, wohnten im Staate Vera Cruz und den angrenzenden Gebieten. Sie waren die ersten Verbündeten des Cortez.

Bild 1. Steinbild der Wassergöttin Chalchiuhtlicue, der Göttin der Quellen und Bäche, des fließenden Wassers, der Göttin mit dem Smaragdgewande. Sie erinnert mit den das Gesicht einrahmenden Quasten an altägyptische Darstellungen.

Bild 2. Steinbild einer Gottheit.

Bild 3. Steinbild der Maisgöttin Chicome-couatl. Sie hält in beiden Händen doppelte Maiskolben.

Bild 4. Steinbild einer alten Göttin, vermutlich der Ilamatecutli.

Bild 5. Steinbild eines Gottes, das mit seinen krallenbewehrten Pranken bilderschriftlichen Darstellungen des Gottes der Höhlen, Tepeyollotli, dem Gotte in Jaguargestalt gleicht. Es stammt aus Coatepec unweit Jalapa im Staate Vera Cruz.

Bilder 6 und 7. Steinbilder des Regengottes Tlaloc. Er ist ausgezeichnet durch die große Nackenschleife, die Schlängelung am Munde und ringartige Umfassung der Augen.

Bilder 8–10. Steinbilder des Gottes Macuilxochitl, d. h. „Fünf Blume", des Gottes der Lustbarkeit, der Musik, des Tanzes und des Spieles. Er ist durch hohen, kammartigen Aufsatz auf dem Scheitel charakterisiert.

Bild 11. Zwei Steinfiguren. Rechts die Maisgöttin. Sie ist kenntlich an der großen Krone mit großen Rosetten an den Ecken, die sie auf dem Kopfe trägt, und den doppelten Maiskolben, die sie in den Händen hält.

Bild 12. Steinfigur eines buckeligen, alten, schwerhörigen Mannes (siehe auch die Erläuterung zum nächsten Bild).

Bild 13. Steinfigur eines Buckeligen. Buckelige und Zwerge wurden am Hofe der Großen als Possenreißer (Hofnarren) gehalten und bildeten auch das Gefolge des Gottes und Kulturbringers Quetzalcouatl auf seiner mythischen Wanderung.

Bilder 14 und 15. Steinfiguren in hockender Stellung. (Bild 15 Marmor!)

Bild 16. Steinfigur des Windgottes Quetzalcouatl. Er ist an den schnauzenartig vorspringenden Mundteilen erkennbar und trägt eine Schlangenverkleidung.

Bild 17. Kopf des alten Feuergottes Xiuhtecutli mit dem greisenhaften Antlitz.

Bild 18. Kopf einer Berggottheit mit der charakteristischen breiten Nackenschleife, dem Abzeichen der Berg-, Erd- und Wassergottheiten. Die Erhebungen auf dem Scheitel weisen vielleicht auf Bergzinnen hin.

Bild 19. Steinbild eines Gürteltieres (Dasypus sexcinctus), das von den Mexikanern in sinnvoller Bezeichnung „Schildkrötenkaninchen" genannt wurde, oder vielleicht eines Skorpiones, wie er häufig den Feuergott als Symbol begleitet und auch Sinnbild der Kasteiung ist.

Bild 20. Schlange, aus rotem Stein. An einem den Berggöttern geweihten Feste wurden Abbilder von Schlangen dargebracht. Schlangen galten auch als Abbilder des Wassers und des Blitzes und finden sich häufig als Attribut und Waffe der Regengötter.

Bild 21. Steinbild einer zusammengerollten züngelnden Klapperschlange. (Siehe auch die Erläuterungen zu dem vorigen Bild.)

Bild 22. Steinfigur eines Adlers, der eine Schlange im Schnabel trägt. Dieses Motiv findet sich noch heute im Wappen von Mexiko. Schon in den Traditionen der Azteken hören wir von einer Legende, nach welcher den wandernden Stämmen durch einen Vogel der Rat gegeben wurde, nach Süden zu ziehen, bis sie eine Nopalpflanze fänden, auf der ein Adler mit einer Schlange säße.

Bild 23. Hund. Der Hund spielte im Kalender der alten Mexikaner als Zehntes der 20 Tageszeichen eine Rolle. Ein rotgelber Hund wurde den Toten mit ins Grab gegeben, um die Seele über den Unterweltsfluß in die Totenregion zu bringen. Der Hund gilt aber auch als Blitztier, sowie gelegentlich als Symbol des Feuers und des Feuergottes.

Bild 24. Coyote oder Heulwolf (canis latrans). Wegen seiner musikalischen Eigenschaften ist er zum Symbol des alten Tanzgottes Ueuecoyotl geworden.

Bild 25. Jaguarkopf aus Stein. Der Jaguar war den Mexikanern das Tier der Tapferkeit und zusammen mit dem Adler Abbild und Sinnbild tapferer Krieger. Er galt auch als das Tier, das bei Finsternissen die Sonne verschlingt.

Bild 26. Steinkopf.

Bild 27 und 28. Köpfe des Gottes Xipe Totec, d. h. „Unser Herr, der Geschundene", einer Erd- und Frühlingsgottheit. Er trägt auf den abgebildeten Plastiken die aus der Haut des (an seinem Feste) ihm zu Ehren geopferten Gefangenen gefertigte Maske.

Bild 29–33. Flache, oft fast bis zu einer Schneide seitlich abgeplattete Köpfe, die zum Teil hinten ausgekehlt oder mit einem breiten Zapfen versehen sind, also einst irgendwo eingefügt gewesen sein müssen. Köpfe ähnlicher Art scheinen Gegenden anzugehören, wo Völker tzapotekischer Sprache und Verwandte derselben mit den Urstämmen der Mixe und Zoque grenzen, finden sich aber auch in der atlantischen Küstenniederung, sowie in den an den pazifischen Ozean grenzenden Landschaften von San Salvador. Die Köpfe von Bild 33 sind aus weißem Marmor gefertigt.

Bild 34. Maske aus Marmor. Die Löcher in den Augenhöhlen zeigen, daß ehemals dort Edelsteine eingefügt waren.

Bild 35–38. Steinmasken. – Achtzig Tage nach dem Tode eines Angehörigen baute man ein falsches Mumienbündel auf, um diesem die Gegenstände darzubringen, die die Seele des Toten dem Herrn der Unterwelt Mictlantecutli als Gastgeschenk zu übergeben hatte. Auch bei den zahlreichen Kultustagen, wo ein Idol eines Gottes aus Reisig oder aus Stäben und Teigmasse angefertigt wurde, mußte dieses eine Maske erhalten. Tzapotekische Grabfiguren zeigen weiter, daß Götter und Priester Steinperl-Halsketten trugen, an denen auch große Masken hingen. Das alles weist auf die mannigfaltige Verwendung von Steinmasken hin.

Bild 39. Tonkopf, der mit den winkelig ausgefeilten beiden mittleren oberen Schneidezähnen und dem eingepreßten, hakenkreuzartigen Zeichen auf der Stirn dem Sonnengott der Mayastämme Kinchahau gleicht. Die Plastik stammt aus Cempoallan im Totonakenlande.

Bild 40–47. Tonköpfe, die die Verschiedenartigkeit der Behandlung des Menschenantlitzes in der in weitem Sinne mexikanischen Plastik zeigen. Wir finden konventionell stilisierende Formen z. T. mit symbolischem Beiwerk und mehr sich naturalistisch-charakterisierenden Formen annähernde Plastiken. Bild 40 ist tzapotekisch, Bild 43 stammt aus Jalapa, die übrigen sind totonakisch.

Bild 48–50. Tonköpfe mit reichem Kopfschmuck aus dem Gebiet der Totonaken. Charakteristisch sind die lächelnden Gesichtszüge, die entfernt an die einiger indisch-buddhistischer Plastiken erinnern.

Bild 51. Verschiedene Tonplastiken. Links ältester primitiver Stil, eine Darstellungsweise, die manches nur eben andeutet, deren Erhebungen roh in den Ton eingekniffen sind. Sie ist für die Vera Cruz-Küste charakteristisch. Ähnliche Stücke wurden u. a. von HERM. STREBEL in Paso de Ovejas (nordwestlich von Vera Cruz), einem Orte, der noch in aztekischem Gebiet nicht weit von dem von Totonaken bevölkerten Gebiet liegt, gefunden. – In der Mitte ein zum vorigen kontrastierendes Stück, dessen Darstellungsweise sich naturalistisch charakterisierenden Formen annähert. Eine kleine Notiz HERM. STREBELS gibt (wohl als Fundort) San Antonio, Cerro de Cajetes, an. – Rechts ein Kopf, in stark konventionell stilisierten Formen gehalten, der aus Oaxaca stammt, und wohl tzapotekischen Ursprunges ist

Bild 52 und 53. Tonfiguren der Göttin Ciuacouatl, „Schlangenweib", mit einem göttlichen Kinde im Arme, also eine Art Madonnenmotiv. Stil des Hochtales von Mexiko.

Bild 54. Xochiquetzal, Göttin der Blumen, der Künste und der Liebe mit einem Blumenkranze im Haar. Stil des Hochtales von Mexiko.

Bild 55–59. Tzapotekische sakrale Graburnen in Dämonengestalt, wie sie in Oaxaca zahlreich gefunden werden. Bei 55, 56 und 59 ist die Nase durch eine Schlangenverknotung gebildet, die man auch bei Darstellungen des Regengottes Tlaloc findet.

Bild 60. Tonfigur aus Vera Cruz, ein Typus, der von LEOPOLDO BATRES als totonakisch bezeichnet worden ist.

Bild 61 und 62. Tonfiguren im Stile von Teotitlan del Camino, charakterisiert durch steife Haltung und die Verbindung der Glieder untereinander. Auf der Oberfläche sind Spuren von Bemalung erkennbar. Teotitlan del Camino, ein Ort am Fuße der Berge der Mazateca und an dem nördlichen Ende der Schlucht, durch die der Weg von den Hochflächen des inneren Mexiko nach Oaxaca geht, ist südlichster Punkt der im engeren Sinne mexikanischen Kultur und grenzt an das Gebiet der zur mixtekisch-tzapotekischen Sprachfamilie gehörenden Stämme.

Bild 63. Rötliche Tonfigur aus Ixtlan (Iztlan) im Territorium Tepic.

Bild 64 und 65. Bild 64 Vorderseite, Bild 65 Rückseite einer roten Tonfigur, die aus Colima stammt, vielleicht ein Priester mit Taschen für Kopalharz, das als Weihräucherwerk diente.

Bild 66. Figur aus hartem, poliertem Stein.

Bild 67. Ähnliche Figur wie die des vorigen Bildes. Auf der Brust sind die Hieroglyphen der Daten „1 Feuersteinmesser" (links) und „13 Rohr" (rechts) eingraviert.

Bild 68. Tongefäß in Gestalt eines Hundes. Der Ausguß befindet sich am Schwanzende. Vielleicht ist die Figur ein Abbild eines gemästeten Hundes jener haarlosen, nicht bellenden Rasse, wie sie im alten Mexiko gehalten und auch als Opfertiere verwandt wurden. Das Stück dürfte aus Colima stammen.

Bild 69. Tier-Kleinplastiken aus Ton, von links nach rechts: Vogelkopf, Hund, Affenkopf, Kaninchen. Über den Hund siehe die Erläuterungen zu Bild 23. Der Affe ist Tier des Windes, des Tanzes und Spieles, das Kaninchen war Zeichen des Mondes, denn man glaubte seine Gestalt in den Mondflecken zu erkennen.

Bild 70. Tonplastik einer Kröte. Die Kröte war das Tier der Erde und Sinnbild der Erdgottheit, es findet sich häufig auf der Unterseite (Erdseite) steinerner Opferblutschalen.

Bild 71. Massive Tonplastik eines Hundes oder Heulwolfes (Canis latrans).

Bild 72. Tzapotekisches Gefäß, siehe die Erläuterungen zu den Bildern 55–59.

Bild 73. Tonstempel, mit denen sich die mexikanischen Frauen ihr Gesicht durch farbige Abdrücke schmückten (rote Musterung auf gelbem Grunde). Adlerkopf, Affe und Eidechse sind erkennbar.

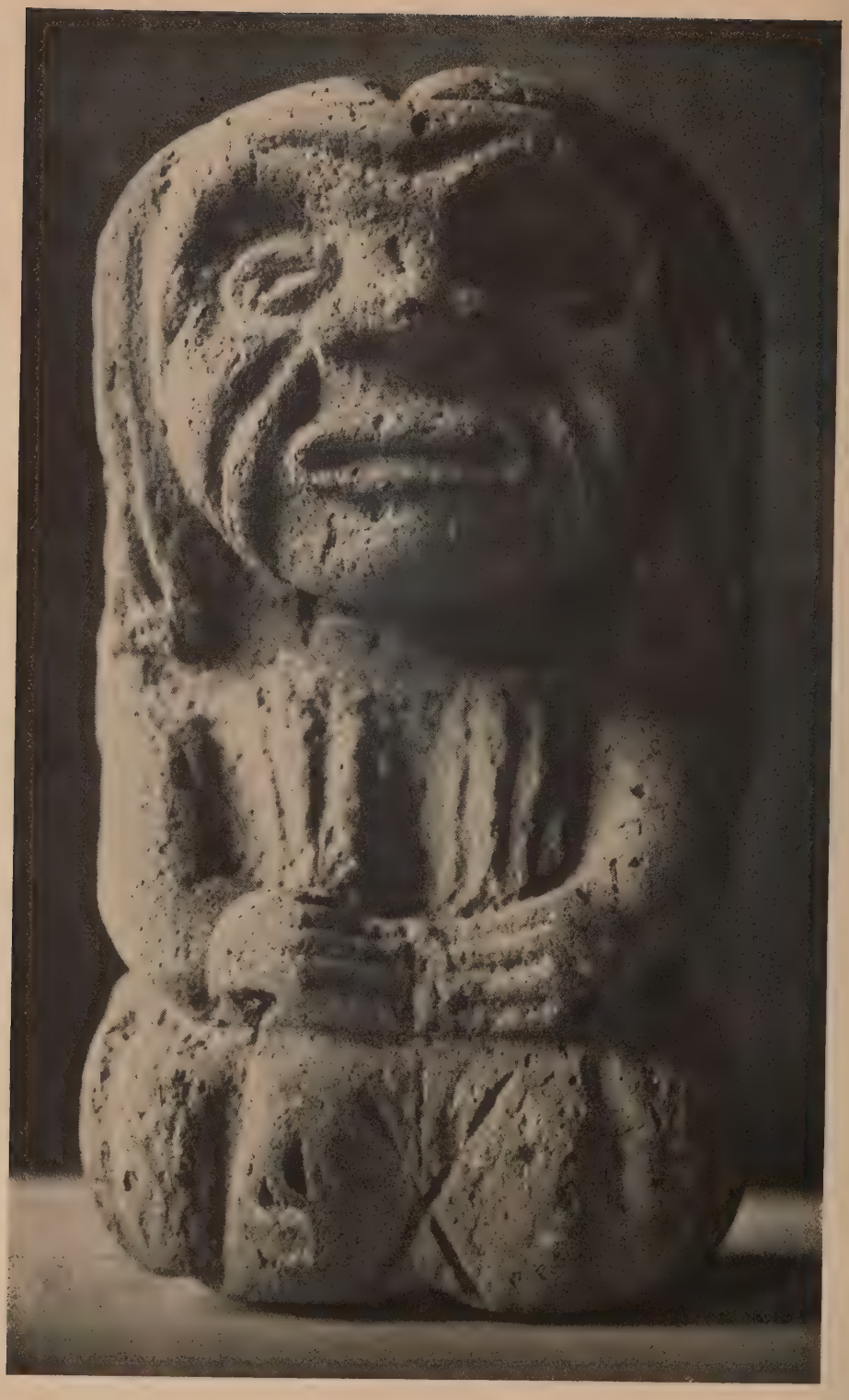
Bild 74 und 75. Kleine Figuren und Köpfe aus grünlichem, poliertem Stein. Bild 74 rechts und Bild 75 links ist der Regengott Tlaloc mit dem charakteristischen Munde und der Umfassung der Augen erkennbar. Bild 75 links zeigt einen Typus, der in dem Gebiete der Mixteken häufig ist.

Bild 76. Relief von der „Hackmack'schen Steinkiste", die wohl zur Aufnahme der Aschenreste eines Kriegers gedient hat. An den Seiten der Kiste sind Darstellungen angebracht, welche sich auf die Himmelsrichtungen beziehen. Auf unserem Bilde sind oben die Himmelsschlange von der Oberseite der Kiste und unten die Erdkröte von der Unterseite abgebildet. Die Kiste, ein charakteristischer Zeuge altmexikanischer Weltauffassung, versinnbildlicht also den gesamten Kosmos.

Höhe 42 cm

Höhe 36 cm

Höhe 43 cm



Höhe 27 cm

Höhe 30 cm

Höhe 48 cm

Höhe 38 cm

Höhe 44 cm

Höhe 30 cm

Höhe 32 cm

Höhe 34 cm

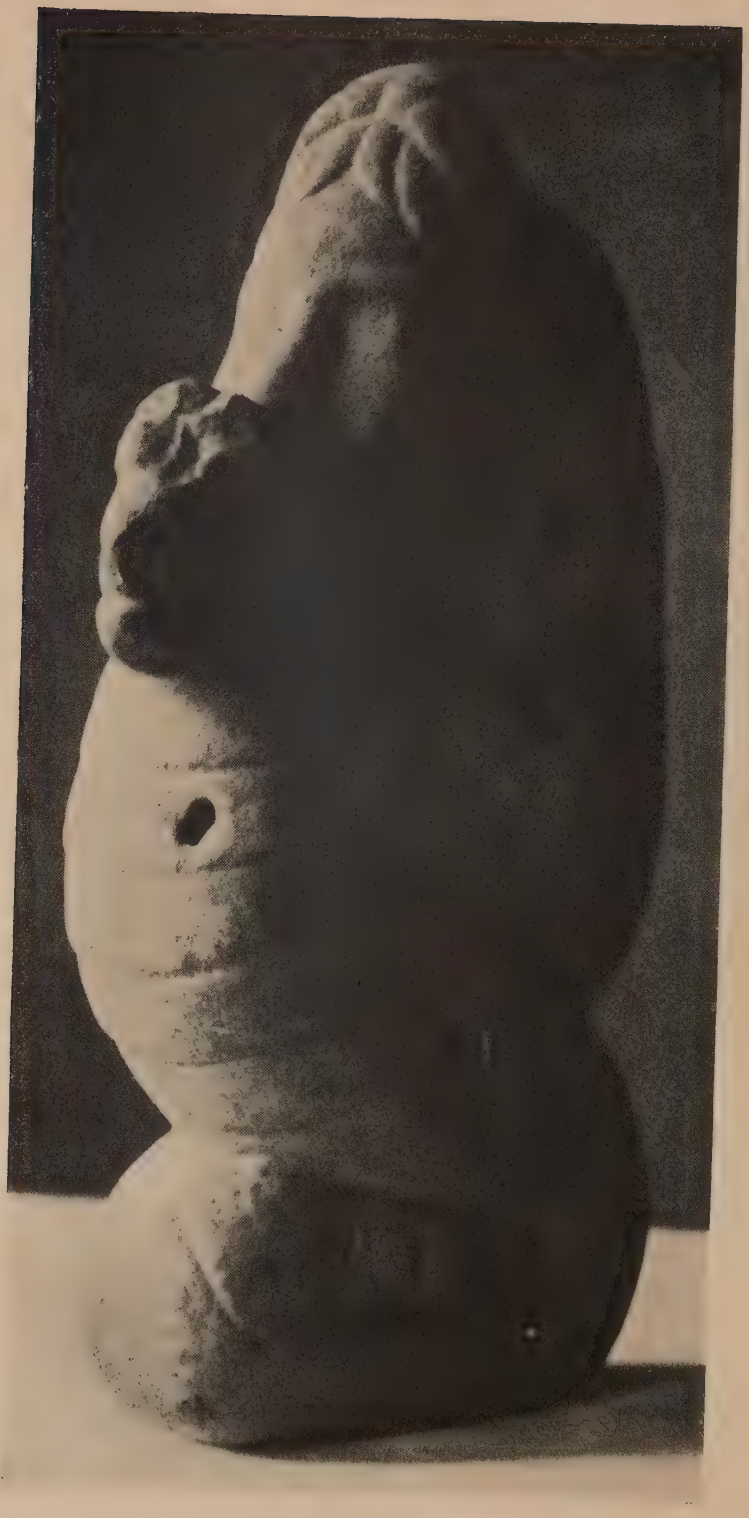
Höhe 38 cm

Höhe 34 cm

Höhe 35 cm

Höhe 29 cm

Höhe 32 cm



Höhe 43 cm

Höhe 15 cm

Höhe 17 cm

Länge 30 cm

Länge 25 cm

Höhe 36 cm

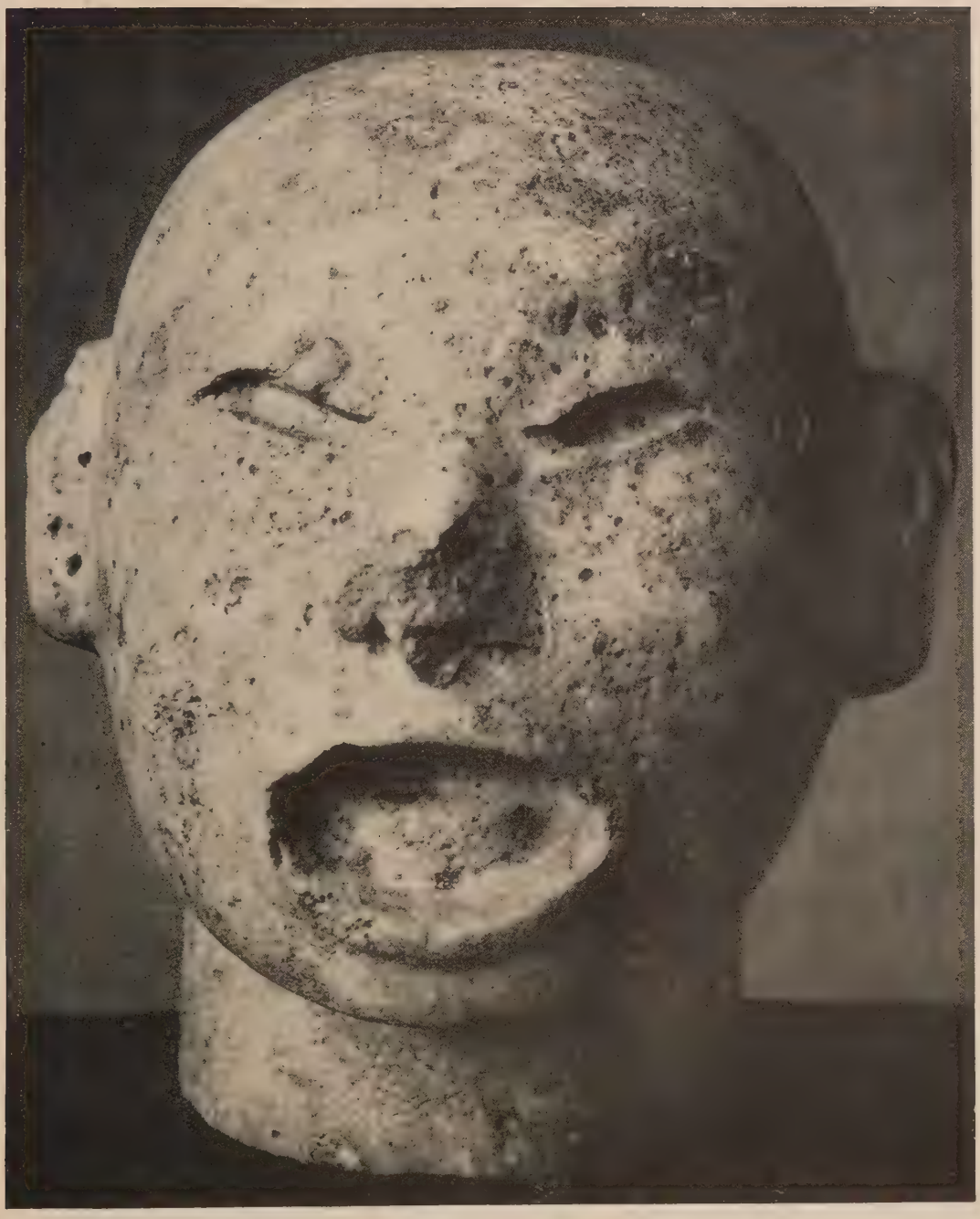
Höhe 35 cm

Höhe 32 cm

Höhe 35 cm

Höhe 16 cm

Höhe 14 cm



Höhe 23 cm

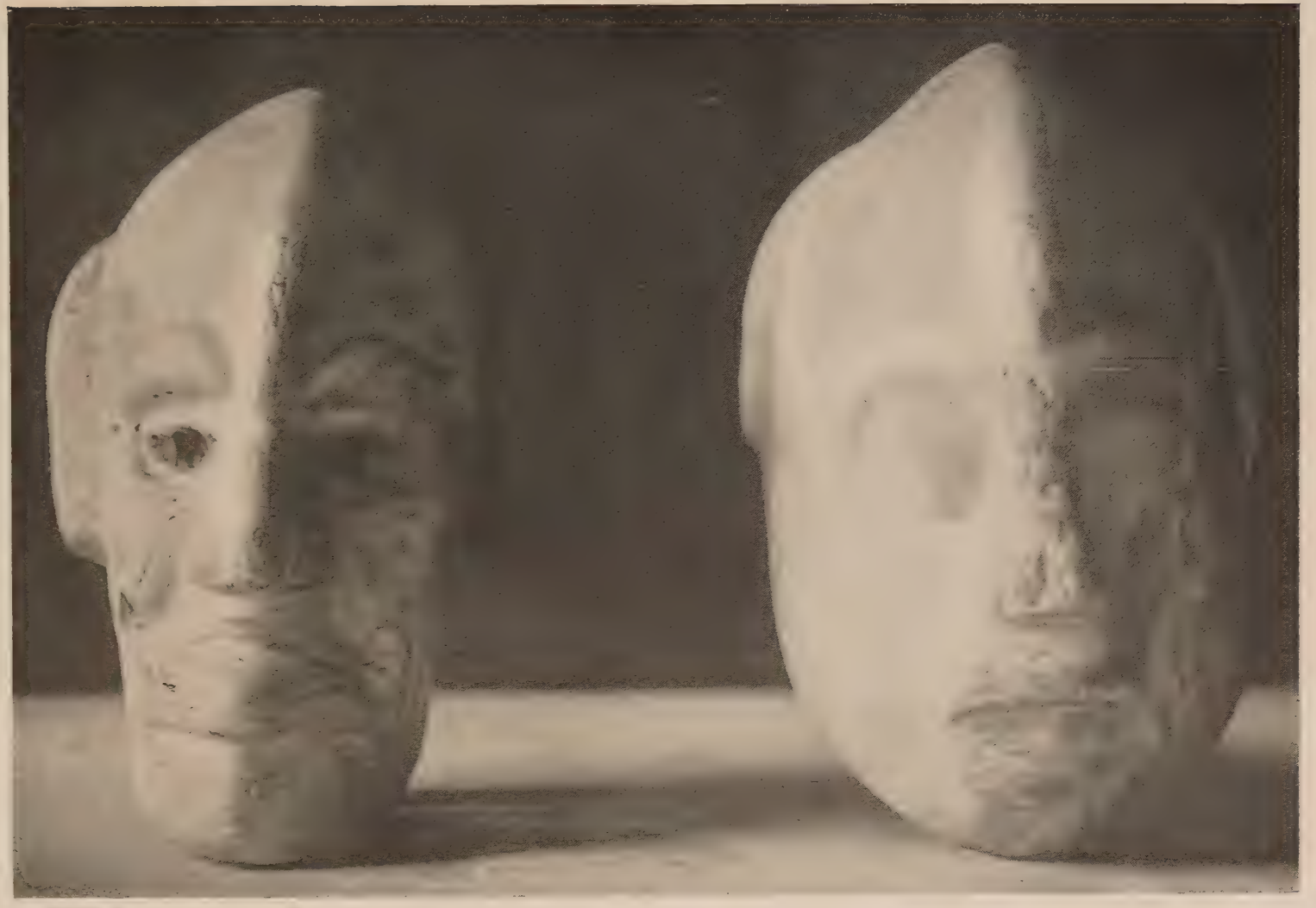
Höhe 20 cm

Höhe 44 cm

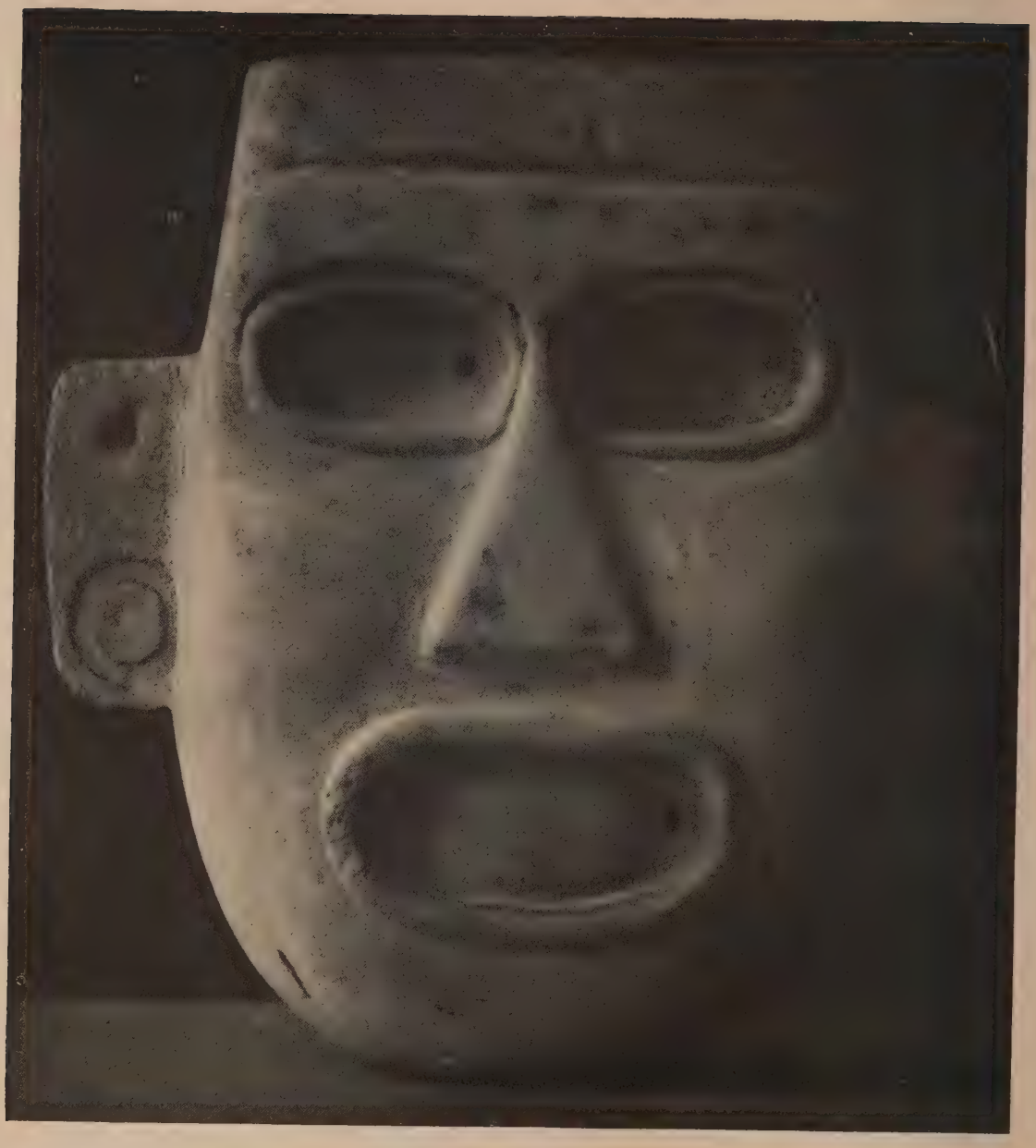
Höhe 23 cm

Höhe 24 cm

Höhe 23 cm

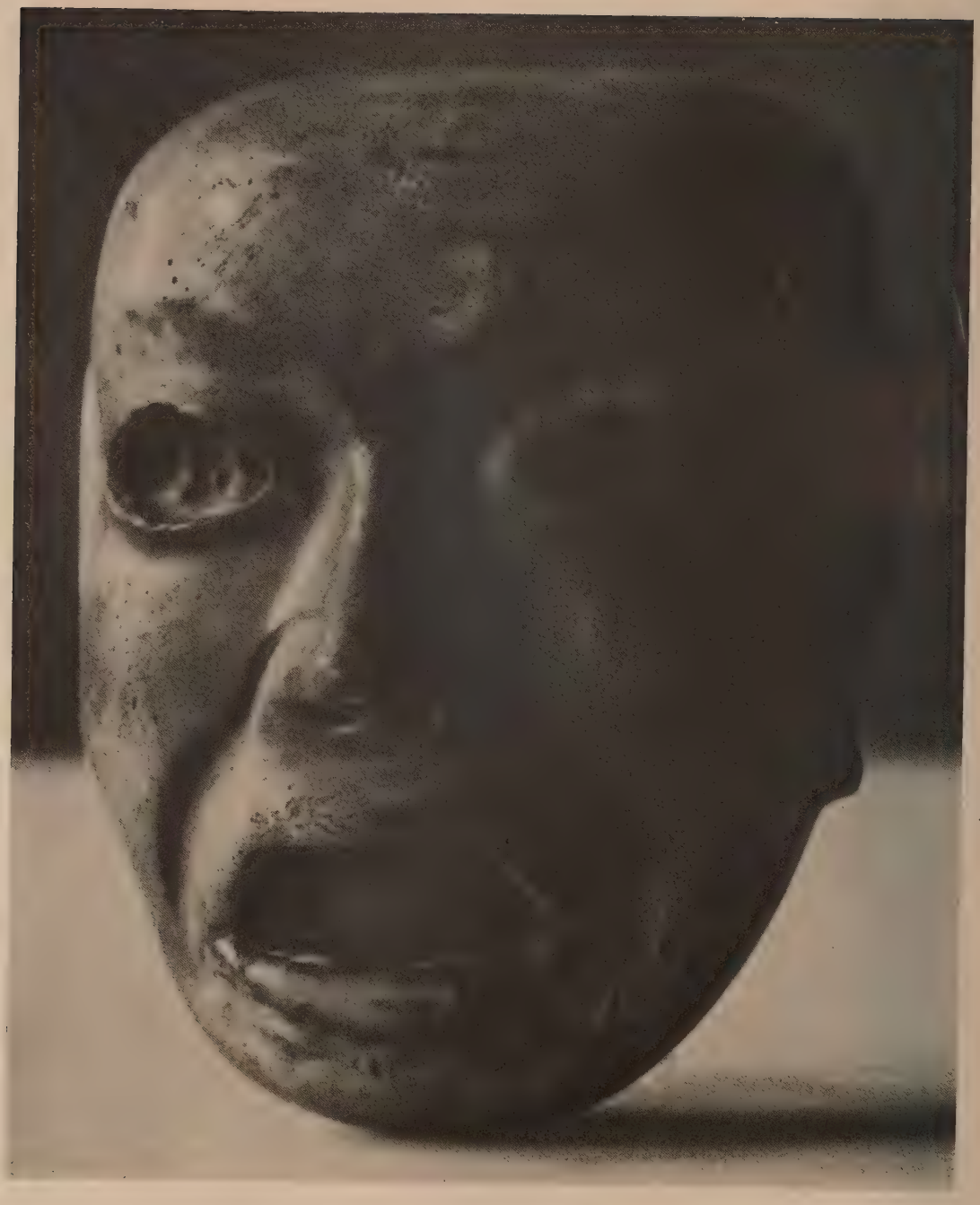


Höhe 23 cm



Höhe 35 cm

Höhe 15 cm



Höhe 15 cm

Höhe 22 cm

Höhe 17 cm

Höhe 13 cm

LIBRARY OF

Höhe 23 cm

Höhe 23 cm

Höhe 16 cm

Höhe 15 cm

Höhe 16 cm

Höhe 15 cm

Höhe 14 cm

Höhe 11 cm

Höhe 15 cm

Höhe 15 cm

Höhe 16 cm

Höhe 17 cm

Höhe 17 cm

Höhe 13 cm

Höhe 18 cm

Höhe 16 cm

Höhe 18 cm

Höhe 19 cm

Höhe 25 cm

Höhe 33 cm

Höhe 37 cm

Höhe 34 cm

Höhe 37 cm

Höhe 23 cm

Höhe 37 cm

Höhe 40 cm

Höhe 53 cm

Höhe 31 cm

Höhe 31 cm

Höhe 45 cm

Höhe 38 cm

Länge 38 cm

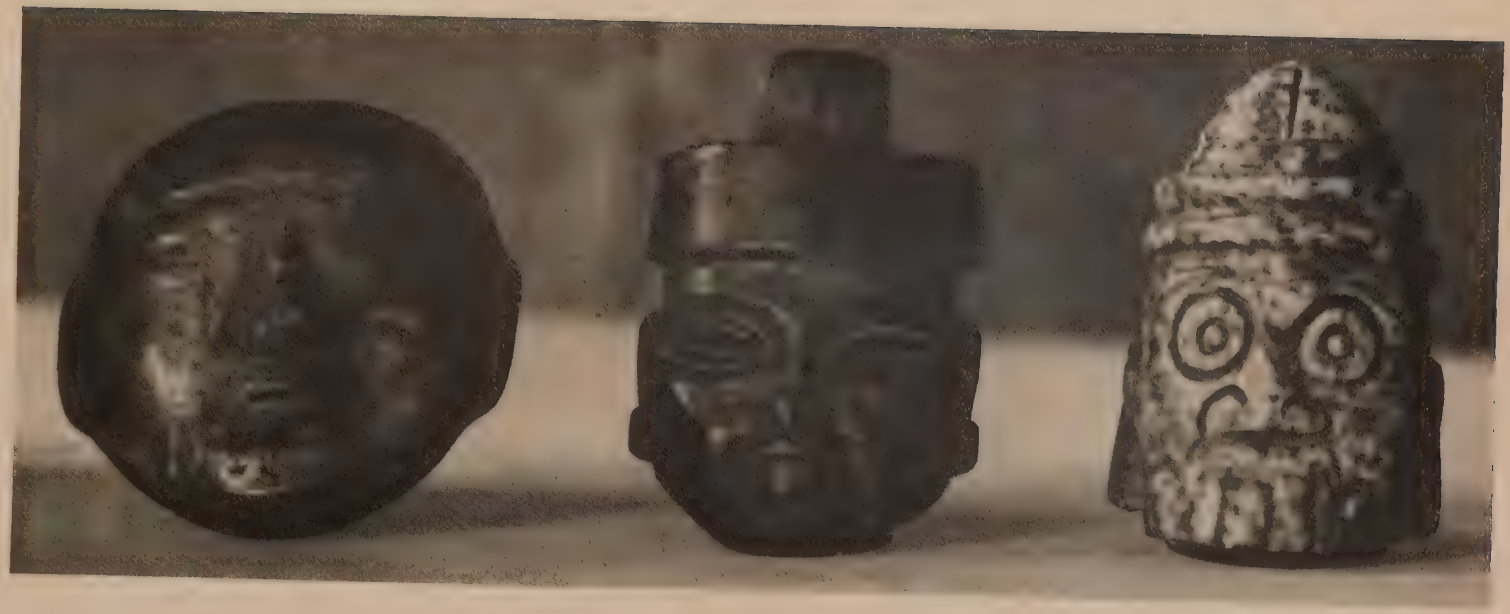
Höhe 7 cm | Höhe 7 cm | Höhe 11 cm | Höhe 7 cm

Höhe 8 cm

Höhe 15 cm

Höhe 15 cm

Höhe 9 cm | Länge 5 cm | Höhe 7 cm | Länge 7 cm



Höhe 8 cm

Höhe 8 cm

Höhe 9 cm

Höhe 10 cm

Höhe 7 cm

Höhe 7 cm

Länge 36 cm

LIBRARY OF
1213
LAMAR STATE COLLEGE OF TECHNOLOGY

T4-APT-202